



Er erscheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. = 90 Pfenn. 34



Der Löwenjäger.

Und wem gehört dieses Schloß?
 — Ebenfalls dem Grafen Mátrai.
 — Und diese Forste?

— Auch die Forste.
 — Und die Felder alle?
 — Die Felder gleichfalls.
 — Und wo ist er denn, dieser Graf Mátrai?
 — Auf der Tigerjagd, in Indien . . . Sie sind am Schuß, Legrand!

Und Henri Legrand, Attaché der französischen Botschaft in Wien — mit 500,000 Francs Renten aber ohne Adel — schoß und fehlte den Fasan, der sich zwanzig Schritte von ihm schwerfällig in die Luft erhob. Zwei Minuten später dachte er nicht mehr an den Grafen Mátrai. Er fehlte auf dieser Jagd noch einige Rehe, verlor am nächsten Tage mit vieler Eleganz einige tausend Gulden im Adels-Kasino zu Budapest und kehrte dann nach Wien zurück, in Ungarn den Ruf eines lebenswürdigen Menschen und herzlich schlechten Jägers zurücklassend.

Ein Jahr später ward Herr Legrand, der sich in Wien sehr gut eingelebt hatte, abermals nach Ungarn eingeladen. Er hatte die besondere Gunst der gräflichen Familie Kelecsényi gefunden. Die Gunst einer Familie dieses Kalibers bedeutet aber einen Monat Jagden und Unterhaltungen. Man gab sich den jungen Attaché von Hand zu Hand, von Schloß zu Schloß. Beim Onkel Géza gab es Rehe, beim Vetter Gyula Wildsäue, beim Onkel Kálmán prächtige Weingärten. Alldas mußte be- sichtigt werden. Und da die alten Onkel zumeist junge Frauen, die Vettern junge Basen hatten, langweilte sich Henri Legrand nicht einen Augenblick. Allerdings war die Sache mit einigen Unzulänglichkeiten verbunden.

Die Oheime hatten die Manie, verbesserte landwirthschaft- liche Maschinen vorzuführen, die sie aus England hatten kom- men lassen. Die Vettern hatten die Gewohnheit, mit Sechsgel- spannen querfeldein zu fahren, durch Dick und Dünn, über Stoc und Stein, was bei Henri Legrand beiläufig die Folgen einer längeren, stürmischen Seefahrt hervorbrachte. Die Basen machten sich den Spas, ihn zum Csárdás-Tanze zu führen, und er fand sich sehr lächerlich, wenn er so auf den Fersen pirouettiren mußte, die Hände hinter den Kopf zurückstreckend und von Zeit zu Zeit ein Geheul ausstoßend. Aber es gab auch Entschädigungen hiesür, Entschädigungen mit schwarzen Haaren und weißen Zähnen, Entschädigungen, die sehr wild und sehr raffiniert zugleich waren, kurz: sehr angenehme Ent- schädigungen. Und Henri Legrand ging nicht von dannen.

Eines Abends, als er bei dem Onkel Géza war, — einem Alten mit starkem, weißem Schnurbart, der sich mit sei- nen Ochsen und Pferden an der 1867-er Ausstellung bethei- ligt hatte und seither die ergöglichsten Dinge von Paris zu erzählen wußte — bei dem Onkel Géza also kündigte man ihm an, daß man die Nacht auf dem Anstande zubringen werde, um den Auerhahn zu jagen. Henri Legrand trug nicht das geringste Verlangen nach Auerhähnen, aber es war unmöglich, die Einladung abzulehnen. Er durfte doch den Onkel nicht merken lassen, daß er wegen der Tante und nicht wegen der Jagd auf dem Schlosse sei.

Um Mitternacht, nachdem man einige Gläschen alten Pflaumengeist hinter die Kravate gegossen, brach man auf. Die Tante stand auf dem Perron des Schlosses und empfahl den Jagd-Teilnehmern, vorsichtig zu sein, die Mäntel mitzuneh- men u. s. w. u. s. w. Henri Legrand schied mit schwerem Herzen; er wäre am liebsten bei der Tante zurückgeblieben. Aber es ging eben nicht. Er stieg denn in einen der bereit- stehenden Wagen, die sofort abfuhr, in die stille Nacht hin- aus, über Landwege höchst fragwürdiger Art.

— Wir werden eine gute Jagd haben, profesezte der Onkel, und werden mindestens drei Auerhähne erlegen.

— Wie? Das ist Alles?

— Gewiß; und auch nur, weil seit drei Jahren hier nicht gejagt worden.

— Seit drei Jahren haben Sie nicht auf Auerhähne gejagt?

— Wir sind nicht in meinem Revier.

— Wo denn sonst?

— In demjenigen des Grafen Mátrai.

— Aber ich kenne ihn ja gar nicht.

— Er ist in Afrika auf der Löwenjagd.

— Halt . . . halt! Hat er nicht im vorigen Jahre in Indien den Tiger gejagt?

— Richtig.

— Das ist ja der ewige Jude!

— Beiläufig. Er reist seit zehn Jahren. Von Zeit zu Zeit schreibt er seinem Vater: „Ich bin in Aken, in Tom- buktu, in Chander-nagor“ — Das ist Alles, was man von ihm weiß.

— Und er jagt immer auf Tiger?

— Und auf Erinnerungen.

— Wie?

— Jawohl, auf Erinnerungen. Das ist ein Wild, das schwer zu schießen ist. Wenn Sie ihn ehemals gefannt hätten!

. . . Es war der lebenswürdigste Junge von der Welt, gut- mützig, schön, ein former Spieler, Tänzer, Reiter, Jäger, ein Glückspilz bei den Frauen; kurz: er besaß alle Eigenschaften, die nöthig sind, um bei uns zu gefallen. Und dann, mit einem Male . . . Doch Das ist eine merkwürdige Geschichte; natürlich eine Weibergeschichte, da ein Mann dabei unglücklich geworden.

Als richtiger Pariser hegte Henri Legrand lebhaftes Miß- frauen gegen die Geschichten-Erzähler. Er fürchtete gelangweilt zu werden und da er es vorzog, mit seinen Gedanken allein zu bleiben, ließ er das Gespräch fallen und zog die Reise-decke höher hinauf. Die Kühle der Herbstnacht war empfindlich ge- worden; der Nebel verdichtete sich, senkte sich tiefer herab und gab allen Dingen andere Formen. Henri Legrand wäre am liebsten in seinem Bette gewesen und fragte sich, was er um diese späte Nachtstunde in der spätherbstlichen ungarischen Land- schaft zu suchen habe.

Doch Onkel Géza ließ nicht locker. Er stopfte sich eine frische Pfeife und begann wieder:

— Sehen Sie: die Geschichte Pista Mátrai's ist eine ganz außerordentliche. Die Natur hatte ihn mit allen Vorzü- gen ausgestattet; er war die Freude der Familie. Mit zwanzig Jahren war er amüsant wie Boccaccio, flink wie ein Affe, tapfer wie Brinyi Miklós, ein Poet wie Petöfi und ein Jäger wie — ich. Aber, er hatte auch einen Fehler. Ich nannte Dies seinerzeit einen Vorzug, aber es scheint doch, daß es ein Fehler sei. Er liebte die Frauen, er liebte sie rasend und besaß sie alle. Er brauchte Diejenige, die er wollte, nur anzusehen und sie kam zu ihm. In seinen Augen lag eine Art Zauber, Das kann ich versichern. Ich war sein Zeuge in zehn Ehrenhändeln, die er mit beleidigten Ehemännern hatte: überall blieb er Sieger. Er war ein furchtbarer Mensch. Da geschah es im Jahre 1876 oder 1877, daß er plötzlich aus der Stadt in hiesiger Gegend eintraf, mitten im Sommer, wenn die Erde im Sonnenbrande raucht, der Boden in der Glühhize berstet

und die Leute in den Gassen der Dörfer zur Nachtzeit nackt schlafen. Als ich eines Morgens auf die Felder ritt, sah ich mit Erstaunen die Fenster des Schlosses offen und ihn selbst auf dem Perron sitzen und seine Pfeife rauchen.

— Pista! rief ich ihm zu, — was machst Du hier, anstatt Dich, wie sonst um diese Zeit, in den fashionablen Bädern zu unterhalten?

— Ich bin heimgekehrt, um nicht wieder wegzugehen, Alter! antwortete er mir.

Und ehe ich Zeit hatte, mich von meinem Erstaunen zu erholen, flog er mir an den Hals und erzählte mir, daß er glücklich sei, daß er verliebt sei und im Begriffe zu heirathen. Ein Anderer an meiner Statt würde ihm vielleicht geantwortet haben, daß er nicht zum ersten Male verliebt sei; aber mir fällt das Richtige immer erst drei Tage später ein. Ich fragte ihn denn, wen er heimführen wolle und erfuhr, daß es die kleine Comtesse Klona Geröházy sei. Sie war von jungem Adel, ohne Vermögen, aber sehr schön. Ach Gott, ja! schön ist sie heute noch, wie Diejenigen versichern, die sie seit der Unglücks- geschichte gesehen haben. Sie glich einer Madonna, wie man sie für die Gebetbücher der jungen Mädchen malt. Ich kannte sie sehr gut. Die Geröházy wohnten damals kaum zehn Meilen von hier. Sie war blond und von feiner, zarter Gestalt. Wenn ein Wind wehte, sagte man in der Familie: „Klona, bleibe zuhause; der Wind könnte Dich davontragen.“ Ich sage Ihnen ja: ein Heiligenbild; man hätte sich vor ihr auf die Kniee niederlassen mögen.

Graf Mátray hatte sie in Budapest gesehen und sich so- gleich in sie verliebt. Jetzt war er heimgekehrt, um das Schloß zur Aufnahme der künftigen Herrin einzurichten. Es kamen Möbel von Wien, Toiletten von Paris, Kutschen aus Eng- land. Eines Abends sagte mir Pista: „In acht Tagen ist die Hochzeit; mir ist jetzt schon bange zu Muth, ich werde es kaum wagen sie zu berühren; man liebt es in ihren Augen, daß sie nichts, aber gar nichts weiß. Wenn ich sie auf die Stirne küsse, zittere ich. Du wirst also begreifen . . .“

Ich lachte ihn aus.

„Sei beruhigt, sagte ich; und fasse Muth. Es fehlt Dir doch nicht an Übung.“

Aber im Grunde war ich nicht ganz ohne Besorgniß. Die großen Leidenschaften haben mir nie gefallen; sie nehmen gewöhnlich ein schlimmes Ende.

Nun gut: es vergehen acht Tage, die Hochzeit wurde ge- feiert. Die ganze Gegend war auf den Beinen. Es war eine Hochzeit, wie man eine solche seit hundert Jahren nicht gesehen. Es wurde gegessen und getrunken, getanzt und jubelt, daß das Schloß davon widerhallte. Um drei Uhr Nachmittags begann der Ezárdás, und um fünf Uhr Morgens war er noch nicht zu Ende.

Das Brautpaar hatte sich um elf Uhr zurückgezogen.

Pista führte seine junge Frau in die Gemächer, die er prunkvoll hatte einrichten lassen, küßt sie auf die Stirne, worauf sie verschwindet. Er selbst bleibt im Rauchzimmer zurück. Er denkt an all' das Glück das seiner harret. Endlich ist's aus mit dem unstäten Wanderleben. Endlich wird er sein glück- liches Heim haben, mit einem geliebten Weibchen, das er erziehen, dem er die Liebe und das Leben lehren wird. Er

betet sie an. Sie ist ihm die Verkörperung der Keuschheit und Reinheit . . . Horch! jetzt geht die Thür auf. Er wendet sich um und erblickt Klona, die völlig nackt, nackt wie ein Wurm, mit aufgelöstem Haar auf ihn zukömmt, indem sie spricht: „Da, nimm mich hin!“

Was sich da in Mátray vollzog, das vermag ich nicht in Worte zu kleiden. Thatsache ist, daß man zwei Stunden später Klona, noch immer ganz nackt, bewußtlos auf dem Tep- pich liegend fand. Mátray hingegen war fort. Er hat seine Frau seither nicht wiedergesehen. Die Aerzte haben erklärt, daß sie unberührt sei. Pista hat seither wiederholt geschrieben, er habe in jener Nacht den Teufel gesehen. Ich verstehe die Geschichte auch heute noch nicht.

Gedanken eines Frühlingflaneurs.

Die Frauen muß man zum Guten anleiten; das Schlechte finden sie von selbst.

*

Die meisten Damen vom Theater sind größere Komö- diantinen im Leben als auf der Bühne.

*

Das Verlangen ist die Mutter der Liebe; der Vater ist der Eigennuß.

*

Die sogenannte ewige Liebe währt am kürzesten.

*

Viele Frauen haben ihre Sittlichkeit; doch lassen sie sie zuhause, wenn sie in Herrengesellschaft gehen.

*

Das Schönste, was die Frauen uns zu sagen haben, sagen sie uns mit den Augen.

*

Viele kahle Schädel geben einen Wildpark.

*

Wir Männer wollen immer das Beste der Frauen.

*

Wenn das Mädchen im Gatten das gesuchte Ideal nicht findet, so wird es als Frau weiter suchen.

*

Nichts glaubt eine Frau so schnell, als etwas Schlechtes von einer andern Frau.

*

Die häßlichste Frau ist überzeugt, daß der Mann, dem sie gefällt, einen guten Geschmack habe.

*

Ein Millionär, der einen schlechten Magen hat, gleicht einem Eunuchen des Großtürken.

*

Wenn die Frauen wüßten, wer der erste Hausfreund ge- wesen, sie würden ihm — ein Monument errichten.

Suggestion.

Von Th. de Banville.

I.

Die Gräfin Malatesta las den „Robinson der Lüfte“, dieses reizende Buch, zu welchem M. F. Méaulle den Text geschrieben und auch die wunderbaren Zeichnungen in Holz geschnitten hat. Die schöne Wittve verfolgte mit beklommener Neugierde die Schicksale des kleinen Jacques Novelle, der durch Verrath in einem Luftschiffe allein gelassen, in die Höhen entführt wurde und durch seine Kühnheit und Geistesgegenwart namenlose Gefahren zu überwinden wußte. Mit leidenschaftlichem Interesse hatte die Gräfin Malatesta das Buch zu Ende gelesen, bis zur letzten Seite, wo das sich selbst lenkende Fahrzeug davonfliegt und zwischen den zitternden Gestirnen dahinsteuert. Diese Apotheose, die den Kriegen, den Zöllen, dem erdrückenden Einfluß der großen Städte ein Ende machen muß, wird sicherlich kommen, da der große Seher Victor Hugo sie geschaut. Frei von allem Schmutze, trunken von Licht, werden im zwanzigsten Jahrhundert die Körper Flügel haben, wie die Gedanken.

Die junge Frau war dermaßen in Bewunderung und Träumerei versunken, daß sie den Eintritt ihrer intimen Freundin, der Frau Paula Barbary nicht hörte und nicht bemerkte. Die blonde Dame mit den veilchenblauen Augen betrachtete den Titel des Buches und konnte dem Drange nicht widerstehen, die Leserin mit heuchlerischem Erstaunen zu fragen:

— Was? Du treibst Gelehrsamkeit?

— Was ist dabei zu verwundern? entgegnete Alice Malatesta. Bin ich doch die Tochter, die Schwester und die Wittve von Gelehrten. Muß ich nicht mehr als jede Andere mich für die neuesten Entdeckungen interessieren, die unseren Augen die Funktionen unseres Organismus gezeigt und einen Winkel der menschlichen Seele bloßgelegt haben? Jawohl, ich liebe die Wissenschaft.

— Ah! und aus welchem Gesichtspunkte? fragte Frau von Barbary.

— Mein Gott! für uns Frauen gibt es nur einen Gesichtspunkt: den der Liebe. Ich selbst habe freilich nichts entdeckt und nichts erfunden; aber ich habe Besseres gethan. Ich habe die Geister zum Sprechen gebracht, denen es gegönnt ist, die Schleier der Isis zu lüften. Schenken Sie mir Ihre volle Aufmerksamkeit und Sie werden sein wie ich: allmächtig und Herrin des Universums. Ich bitte Sie nur um das Eine: das Object unseres Experimentes zu schonen, es ganz aus dem Spiele zu lassen.

— Ei ja; das versteht sich von selbst. Doch sprechen Sie rasch!

II.

— Nun denn, fuhr die Gräfin fort, Alles was über Suggestion, über Willensübertragung geschrieben worden, ist wahr. Aber im Gegensatz zu Alldem, was die Gelehrten sich von der Sache vorstellen, existirt eine Willensübertragung nur von der Frau auf den Mann. Um sogleich auf den wichtigsten Punkt loszugehen und die axiomatische Formel auszu-

sprechen, erkläre ich Ihnen, daß von den zwei Geschlechtern nur eines, das weibliche, existirt, und zwar nicht in figurlichem Sinne, wie man bisher geglaubt hat, sondern absolut. Der Mann, eine hohle Marionette, deren Fäden, das Weib — das einzig mit Gedanken begabte Wesen — hält, ist jeder Initiative bar, selbst in der Liebe, ja hauptsächlich in dieser.

— Ah! rief Frau von Barbary erstaunt aus.

— Wie ich Ihnen sage. Es gibt keine Liebhaber, es gibt keine Verführer, es gibt blos Frauen. Nicht nur hat noch nie ein Mann ohne Erlaubniß einer Frau dieser gehuldigt oder sie um Liebe angefleht; sondern — merken Sie wohl! — kein Mann hat je eine Frau begehrt, vorgezogen oder auch nur gesehen, ohne daß sie ihm Dies im Geiste anbefohlen hätte.

— Demnach hat es ohne ihren ausdrücklichen Willen niemals eine verführte, eine eroberte, oder auch nur eine angebetete Frau gegeben?

— In der That niemals. Ein junger Mann — nennen wir ihn Ludwig —, wohl gekleidet, mit Geld reichlich versehen, lustwandelt in ruhiger, zufriedener Stimmung und raucht seine Zigarre. Er denkt so wenig an Louise, als ob sie gar nicht existirte, oder wenn er an sie denkt, kümmert er sich um sie so wenig wie um den Großtürken. Plötzlich, ohne jeden Uebergang, ohne daß das Geringste geschehen wäre, ist Ludwig wahnsinnig in Louise verliebt. Ohne eine Minute zu zögern sinkt er vor ihr in den Staub, küßt er die Spuren ihrer Füße, sieht er in ihr das einzige Weib, das existirt, und Alldies weil in diesem Augenblicke Louise dem Ludwig befohlen hat, sich wahnsinnig in sie zu verlieben, und weil er, fügsam und blöb gehorcht hat wie ein Ochse, den man zur Schlachtbank führt oder besser wie ein Mann, der er ja ist.

— Nun, das sind ja recht schöne Behauptungen, sagte die blonde Paula; aber sie müssen auch erhärtet werden. Wo sind die Beweise?

III.

— Die Beweise will ich Ihnen liefern. Aber es ist und bleibt zwischen uns abgemacht, daß der junge Mann, der meiner Demonstration als Object dienen soll, für Sie heilig und unnahbar sei.

— Ich schwöre es Ihnen! rief Frau Barbary lebhaft; er soll mir so unantastbar sein wie eine Königin von Spanien; ich will all' den Respekt für ihn haben, den er gewiß nicht verdient.

— Meine liebe Paula, fuhr Gräfin Malatesta fort, — ich will Ihnen die Maske sogleich nennen. Es ist der junge Graf Castaldi. Ich bin nicht ganz sicher, ob er mir völlig gefallen werde; aber ich glaube es wenigstens und dieses Ereigniß soll mich bereit finden. Was ihn betrifft, so ist er in gewöhnlicher Zeit keineswegs in mich verliebt; er sieht mich nicht durch Brillen, die mir schmeicheln und mich umgestalten; sondern er sieht mich so wie ich bin, mit all' den Mängeln, die mich hindern, eine vollkommene Schönheit zu sein. Aber wenn ich will und wenn es mir so beliebt, vermag ich aus der Ferne, durch die bloße Kraft meines Willens, ihm eine unbegrenzte Bewunderung, eine wahnsinnige Liebe für mich einzufloßen, so daß ich ihm göttlicher scheine, denn Venus und Diana. Ich mache mir zuweilen den Spaß, die bunten Steinchen die-

ses Kaleidostops erglänzen zu lassen, die Gläser dieser *laterna magica* zu wechseln und je nach meiner Laune liebt mich der Gegenstand meiner Willensübertragung leidenschaftlich oder mäßig oder gar nicht, ganz wie die abgerissenen Blättchen des Vergißmeinnicht besagen.

— Ah, das ist aber merkwürdig! Das möchte ich einmal sehen.

— Sie werden es morgen sehen. Obgleich Graf Castaldi in diesem Augenblicke gar nicht daran denkt, wird er morgen, Dienstag Nachmittags um fünf Uhr Ihnen einen Besuch machen. Wenn die ersten nichtsfagenden Förmlichkeiten, die der gesellschaftliche Anstand gebietet, erledigt sind, sprechen Sie ihm von mir und Sie werden dann seine Gedanken sehen wie sie sind, denn ich werde ihn vollkommen freigeben, sich selbst überlassen. Aber halten Sie eine Uhr zur Hand; in dem Augenblicke, da der Zeiger die dreißigste Minute nach fünf Uhr erreicht, werden Sie Zeugin einer merkwürdigen Veränderung sein. In jenem Augenblicke wird mein Wille durch die Ferne, durch die Mauern dringen und wird dem Grafen gebieten, in leidenschaftlicher Liebe für mich aufzulodern wie ein Zündhölzchen . . .

Am folgenden Tage geschah Alles genau nach diesem Programm. Nachdem sie eine Weile alle Männer und Frauen ihrer gemeinsamen Bekanntschaft verleumdet hatte, fragte Frau Barbary plötzlich, ohne jeden Uebergang, ihren Besuch:

— Nicht wahr, die Gräfin Malatesta ist eine reizende Frau?

— Ja, erwiderte Graf Castaldi; schade, daß sie nicht auch eine wahre Frau ist und daß man sie höchstens als eine scharfsinnige Fiktion betrachten kann. Das Spiel ihres Blickes und das Spiel ihres Lächelns stehen trefflich im Einklang und erinnern an ein Duo von Musikinstrumenten, durch zwei geschickte Virtuosen ausgeführt, die sich aber um die Melodie ganz und gar nicht kümmern. Ihre Stimme ist sehr schön; es ist nur zu bedauern, daß es bloß die Nachahmung, besser gesagt: die Parodie einer aufrichtigen Stimme ist. Ihre Anmuth ist so schlau erdacht, berechnet und untadelhaft, daß sie sich fast ihrer selbst nicht bewußt und daß man sieht, wie sie um den Schein bemüht ist, sich derselben nicht bewußt zu sein. Ihre langen Hände mit den schlanken Fingern und rothigen Nägeln wären vollkommen, wenn man sie nicht fortwährend so flink durch alle erdenklichen Listen belebt sähe. Wenn die Gräfin Malatesta nach ihrem Taschentuche oder ihrem Fächer greift, glaubt man, sie wolle diese Gegenstände verschwinden machen. Kurz: mit allen ihren kostbaren Eigenschaften macht sie unfehlbar den Eindruck des Gewollten, Erfüllten.

Als Frau von Barbary hörte, wie grausam ihre gefährliche Nebenbuhlerin von dem Grafen Castaldi behandelt wurde, war sie glücklich und leckte sich die Lippen, wie das Käzchen am Milchnapf. Sie schickte sich eben an, das von der Gräfin Malatesta entworfene Konterfei ein wenig zu retouchiren, von deren allzu kleinen Zähnen und allzu langen Wimpern zu sprechen, als ihre Blicke zufällig auf die antike Uhr fielen, die neben ihr auf einem Lacktischchen stand und genau halb sechs Uhr zeigte.

— Ah, die Gräfin Malatesta! rief Castaldi aus, der jetzt sich selber nicht mehr gleich und ein ganz Anderer zu sein

schien. Ist sie nicht der absolute, ideale, göttliche Typus der modernen, so raffinierten und so komplizirten Schönheit? Die Stoffe an ihrem Leibe haben Geist, ihre Juwelen sind lebende Wesen. Wie fängt der Wind es an, so harmonisch ihre Locken zu liebosen? Ihre Augen sind der Stolz des Lichts; ihre Lippen gleichen einer lebendigen Rose, auf der ihre Seele sich wiegt. Sie spricht wenig, aber so gut; jedes Wort, strahlend von Heiterkeit und Klugheit, fällt wie eine Perle von ihren Lippen. Gewiß hat sie die geheiligten Worte: „Ich liebe Sie!“ — noch niemals ausgesprochen; denn Derjenige, der sie von ihren Lippen vernommen hätte, würde in Seligkeit vergangen sein! . . .

Graf Castaldi verabschiedete sich bald; er entfloß fast wie ein Dieb.

Frau von Barbary übersah mit der Raschheit ihres schlagfertigen Geistes die Sachlage. Es ist also wahr, was Alice von Malatesta ihr gesagt hatte. Es ist also wahr, daß die mit einer gewissen Gabe ausgerüstete Frau kraft eines magnetischen Phänomens, über das sie gebietet und das sie nach ihrem Belieben hervorrufen kann, in dem Manne diejenigen Gefühle zu erregen vermag, die sie erregen will, und ihn knetet als wäre er von Wachs oder Thon. Jetzt oder nie mußte sie den Versuch machen, noch ehe Castaldi das Haus verlassen. Allerdings wird in einem solchen Versuch gewissermaßen ein Verrath liegen. Allein, die blonde Paula hatte geschworen; der Schwur mußte gebrochen werden. Mit einer wunderbaren Anstrengung all' ihrer Kräfte sammelte sie sich in sich selbst und schleuderte das ganze Fluidum ihres Willens und ihrer Energie auf Denjenigen, der sie soeben verlassen. Nach Verlauf einiger Minuten, die ihr eine Ewigkeit schienen, kehrte Graf Castaldi zurück, wild, außer Rand und Band, wie ein scheues Pferd, das der Reiter mit starker Faust auf den richtigen Weg lenkt. Es war augenscheinlich, daß die ergebenen Dämonen der Einen wie der Andern sich in ihm wüthend bekämpften, so daß er, hinfällig und gebrochen, nicht mehr wußte, welchem er Gehör schenken soll.

— Ah, Sie sind's, Graf? rief die blonde Paula. Haben Sie etwas vergessen?

— Ja, rief der Graf ihr zu Füßen stürzend, — ich habe vergessen Ihnen zu sagen, daß ich Sie anbede! . . .

Das Schlüßelloch.

Ich habe sie gesehen
Frei durch das Schlüßelloch,
Die Waden, Hüften, Brüste,
Die einst im Geist ich küßte . . .
Das Herz, es klopft mir noch!

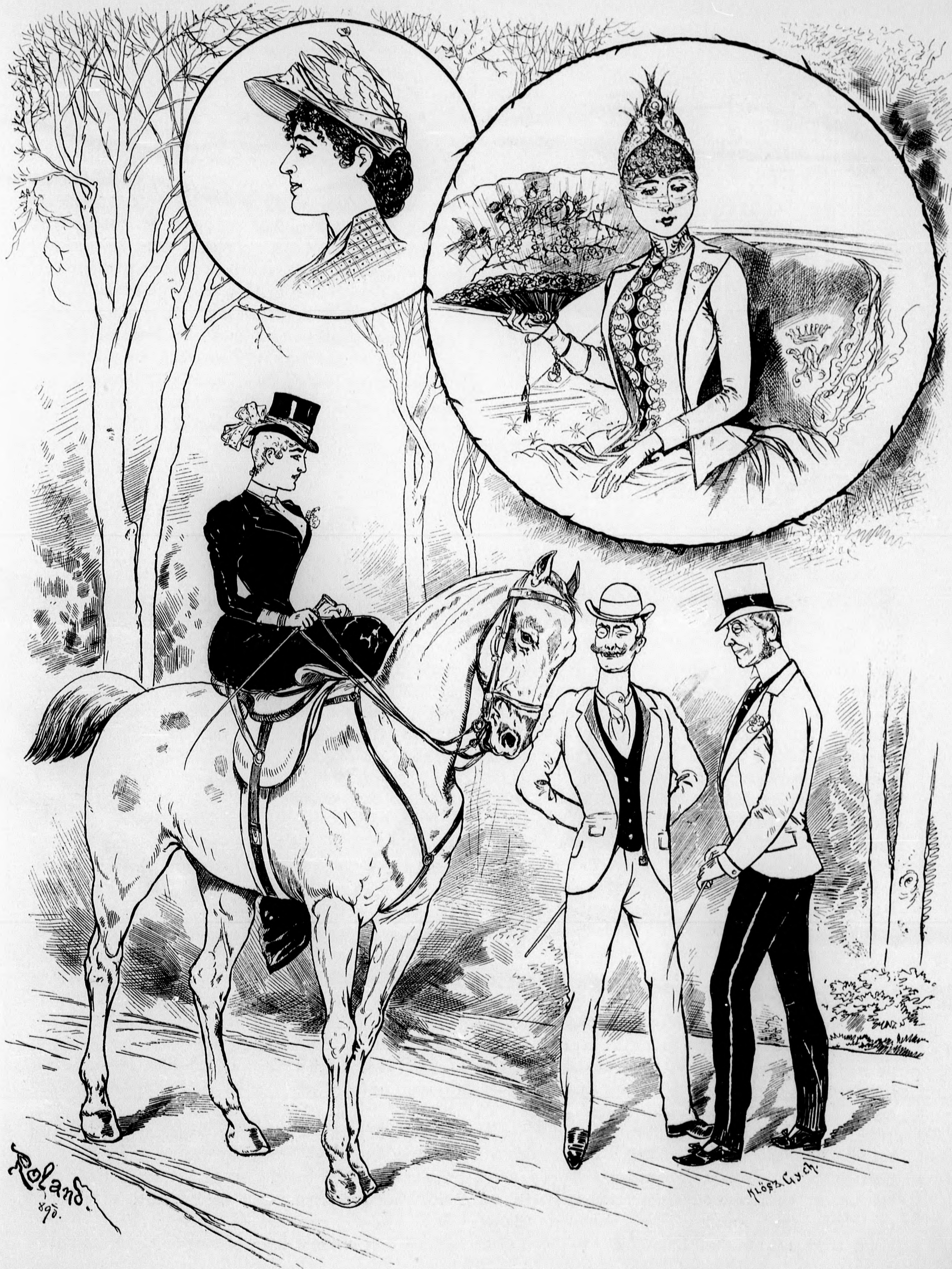
O Schlüßelloch erwünschtes,
Durch dich das Herz mir klopft,
Durch dich sind todt die Lüfte,
Denn Waden, Hüften, Brüste . . .
Sie waren ausgestopft!

Tsuaf.



Der
Frühling
ist da!





Roland.
890.

Hörs. G. 07



Der Gehenkte.

Von Armand Silvestre.

I.

Ich finde großes Gefallen an den kleinen Gärthen, welche der heutzutage herrschende Geschmack für Blumen und grünes Pflanzenwerk an gewisse Pariser Häuser klebt. Sie gefallen mir, wenngleich sie weit entfernt sind von den hängenden Gärten der Semiramis. Einige Fuß breit wilder Wein, dazu etwas wilde Rosen, Bohnen, Clematis, das ist gewöhnlich Alles, aber doch genug, um dem eintönigen Weiß des Hauses ein frisches, heiteres Aussehen zu geben. Diese vielleicht zu weit getriebene Neigung für Blumen ist mir zu heilig, als daß ich mich darüber lustig machen könnte. Ich habe Balkone gesehen, die mit erstaunlichem Scharfsinn in Miniature-Gärthen verwandelt waren, so daß selbst die einander jagenden Falter sich da niederließen, um in den ersterbenden Düften dieser verbannten Blumen sich zu lieben. Doch ich will diese Blumen nicht beklagen. Ist es doch eine Frauenlaune, die sie dazu verurtheilt, in dem heißen Odem der Städte rasch, schnell zu verblühen, und die grausame Hand, die sie begießt, um ihr Scheinleben zu verlängern, ist weich und weiß, wie diejenige, die unser Herz verwundet.

Einer der am schönsten geschmückten Balkone in der Rue Pigalle war sicherlich der der Frau Bergace. Sie pflegte zu sagen, daß ihre Vorliebe für die Blumen ihr stets Glück gebracht habe. In der That hatte sie es den Blumen zu danken, daß sie einen Gatten gefunden, obgleich sie keinen Heller Mitgift hatte. Herr Bergace war ein trefflicher Mann, ein Beamter, den seine Vorgesetzten sehr schätzten, Besitzer einer kleinen Rente. Ueberdies ein Mann von sehr bürgerlichen, schlichten Ansichten, der noch an die Tugend der armen Arbeiterin glaubte, weil er sie einen ganzen Frühling hindurch hinter ihren Blumentöpfen fleißig näher gesehen hatte. Dies wäre sehr einfältig

gewesen, wenn Helene — so hieß die Arbeiterin — nebst ihren Neigungen für die Gartenzucht und nebst ihrer Arbeitsamkeit nicht auch noch ein sehr hübsches Gesicht, schöne, schwarze Haare und eine sehr kühn geformte Büste ihr Eigen genannt hätte. Auf sie paßte das Wort des Dichters:

„Die Sternlein da oben, sie haben
Kein' schönern Sitz als Du.“

In der That hätte der Mond selbst nur schwer den Vergleich mit ihrem Gefäß ausgehalten. Eine sitzende Lebensweise trägt erheblich bei zur Entwicklung dieses häuslichen Gestirns, welches — man mag sagen was man will — eine der größten Freuden des Familienlebens bleibt. Ich habe nie begriffen, wie die Engländer es auch nur eine Stunde zu Hause aushalten können, da sie so wenig Zerstreuung „unter der Hand“ haben. Die Engländerinnen sitzen eben zu wenig, das erklärt Alles. Wenn man ihnen einen Fingerhut gibt, so setzen sie sich hinein. Nun, das ist ein Spaß, den man Helenen nicht vorschlagen durfte. In einem Orchester-Fauteuil des Odeon-Theaters, welches den Ruf genießt, sehr bequeme Sitze zu haben, saß sie beengt, wie in einem Schraubstock. Das ist der große mildernde Umstand bei der Dummheit, welche Herr Bergace beging, indem er Helene heimführte. Denn eine Dummheit war's und blieb's. Ich bin überzeugt, daß er mit einiger Geschicklichkeit von ihr Dasselbe hätte erreichen können, ohne die große Gefahr des Gehörtwerdens, die mit jedem Trauungsakt leider unabwendbar verbunden ist. Wenn ein Weib sorglich die Blumen auf ihrem Fenster Sims pflegt, so darf man daraus noch nicht auf ihre strenge Tugend schließen. Allein, Herr Bergace hatte einmal seine strengen Ansichten und nahm sie zur Frau. Sanften und wohlwollenden Charakters, wie er war, machte er sie vollkommen glücklich. Sie pflegte denn auch den gleichgiltigen Nachbarn und Freunden zu sagen, daß sie ihn nicht für ein Königreich betrügen würde. Und dies war die Wahrheit, denn sie betrog ihn um viel weniger: um eine Clarinette-Arie.

II.

Die Sache war in der natürlichsten Weise von der Welt gekommen, wie alles Ungeheuerliche. Der Liebhaber, welchen Madame Bergace sich erkoren, war weder jünger, noch besser als ihr Mann; hingegen ärgerte er das ganze Stadtviertel, indem er ein lächerliches Instrument spielte. Das genügte der Frau Bergace, um ihn anzubeten. Diese Liebe wohnte in ihrem Herzen neben einem tiefen Haß gegen die Inhaberin der Wohnung, welche oberhalb der ihrigen lag. Die Liebe für Blumen erzeugt in den Städten große Feindseligkeit zwischen Nachbarn. Frau Bergace beschuldigte diese Dame, daß sie in böswilliger Weise auf ihren Balkon Flüssigkeiten schütte, die nur draußen, im freien Felde, dem Wachsthum förderlich sind. Ob dieser Vorwurf auch begründet war, ist mir ganz gleichgiltig. Madame Ventelou — so hieß der Gegenstand der Abneigung der Frau Bergace — beklagte sich ihrerseits wegen des Ueberwucherns der Schlinggewächse, welche die schönen Finger Helens hinanzuführen wollten bis zu den Balken, die sie stellenweise in die Mauer eintreiben und durch Latten zu einem förmlichen Gerüste hatte verbinden lassen, das mit einer grellgrünen Farbe

gestrichen war. Madame Ventelou gab sich für eine Wittve aus; allein Madame Bergace machte sich anheischig nachzuweisen, daß sie nie verheirathet gewesen. Und darum verachtete sie sie sehr von der Höhe ihres Ehestandes.

Hier will ich noch hinzufügen, daß der Gegenstand der Herzensneigung der Frau Bergace Herr Bertrand hieß und im Orchester der Bouffes-Parisiens die Klarinette blies.

Madame Bergace war mit ihren abergläubigen Ideen im Rechte: die Blumen sollten sie selbst in ihrem sträflichen Liebeshandel schützen. Die Blumen sind es ja gewohnt, den Verliebten zu dienen. Man höre, was in der That eines Tages sich ereignete, als dieser Tölpel Bergace, von einem plötzlichen Zahnweh ergriffen, früher als sonst heimkehrte. Seine Frau war inzwischen sehr ruhig und spielte mit ihrem Freunde ein Hörner-Duett, wie es allen einfältigen Ehemännern gebührt. Sie waren eben beim Hauptstück, als sie die regelmäßigen, festen Tritte des Herrn Bergace vernahmen.

— Oh, mein Gott, er wird mich tödten! rief Herr Bertrand, der was Muth betraf, keinem Hasen nachstand.

— Wir sind verloren! seufzte Frau Bergace außer sich.

Wie wahnsinnig stürzte Herr Bertrand zum Fenster. Allein, da die Wohnung im vierten Stock lag, verzichtete er schnell auf die Absicht, in die Straße hinabzuspringen. In seiner Verzweiflung klammerte er sich an das Gerüst, welches Helene für ihr Hausgärtchen an der Mauer hatte anlegen lassen. Allein, da er lange Beine hatte, war sein Verschwinden kein vollständiges, denn man sah seine Füße vor dem Fenster, das auf den Balkon ging.

In diesem Augenblicke trat Herr Bergace ein, sein Taschentuch an die Wange drückend. Doch ehe er etwas merkte, hatte seine Frau ihre Geistesgegenwart wieder gefunden.

— Ach, mein Freund, jammerte sie, — ein schreckliches Unglück ist geschehen: ein Mann hat sich am Balkon unserer Nachbarin erhängt. Da sieh' seine Beine! Ich vergehe vor Angst . . . er stirbt . . . er rührt sich nicht mehr.

— Ich will ihm zu Hilfe eilen! rief der edelmüthige Herr Bergace, indem er sich nach dem verhängnißvollen Orte wandte.

Doch Helene klammerte sich fest an seinen Rock.

— Nein, nein, Onésime! In des Himmels Namen! Ich kann Das nicht zugeben. Du darfst ihn nicht berühren, bis nicht dem Polizei-Kommissär Meldung gemacht wird.

Herr Bergace hielt plötzlich inne. Die Achtung vor den Behörden war bei ihm sehr groß.

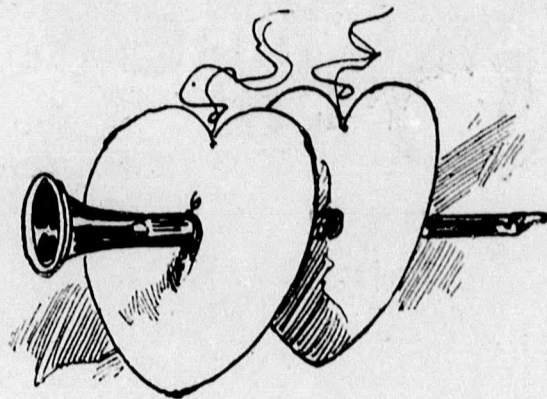
— Du hast Recht, Frau! sprach er in seiner Unschuld.

Und er lief fort, was er konnte und machte so Herrn Bertrand Luft, daß er aus seiner unbequemen Höhe herabsteigen und sich aus dem Staube machen konnte.

Als der Polizei-Beamte in verdrossener Stimmung eintraf, war kein Gehentker mehr da. Madame Bergace lag in Ohnmacht; Dies befreite sie von der Nothwendigkeit, eine Aussage zu Protokoll zu geben. Die allgemeine Ansicht — von Herrn Bergace zuerst ausgesprochen. — war die, daß Madame Ventelou, den Skandal fürchtend, die Leiche habe verschwinden lassen. Es fand eine Haussuchung bei ihr statt und angefi-

der drohenden Haltung der Bevölkerung der ganzen Straße mußte sie schleunigst das Haus verlassen.

Madame Bergace fuhr fort Rosen zu züchten, mit der Seelenruhe einer Frau, deren Gewissen durch nichts belastet ist. Herr Bertrand fährt fort die Klarinette zu blasen, solo und im Duett. Herr Bergace hat sich seinen kranken Zahn reißen lassen und führt das glücklichste Leben an der Seite Helenens, die jetzt Gott, sei Dank, von ihrer ränkevollen Nachbarin befreit ist.



Der Polterabendscherz.

S chwester Anna	Tanzt vor Brautpaar
Kriegt 'nen Mann,	Himmlich schön,
Polterabend	Kann kein Mann sich
Kommt heran.	Satt d'ran seh'n.
Käthchen — Bäckfisch —	Schlägt so manche
Frent sich sehr,	Pironette,
Kuchen, Tanzen,	Pralle Beine,
Und noch mehr.	Himmlich nett.
Aufführungen	Röckchen kurz,
Viel es giebt,	Die Aussicht froh,
Alles täglich	Neid'sche Hülle
Eingeübt.	Von Tricot.
Käthchen selber	Immer wilder
Balleten',	Tanzt sie — ah!
Tanzt wie Grazie	Plötzlich giebt es
Ganz pompös.	Lauten Krach.
Bwar die Beine	Muth gerissen
Etwas dick,	In der Eil',
Um so schöner	Mitten auf dem
Manchem Blick.	Hintertheil.
Polterabend	O was man nicht
Ist schon da,	Alles sieht
Käthchen kommt,	Mit Entzücken —!
Ruft Alles: Ah!	Käthchen flieht.
	: Senecca.





Unsere Backfische.

Papa: „Nun, Fritz, was soll ich Dir zu Weihnachten schenken?“

Fritz: „Bitte, Bleisoldaten.“

Papa: „Und Dir, Marie?“

Marie: „Mir Bleioffiziere.“

W. Seh.

*

Der Heirathsvermittler.

Herr M. las eines Morgens in seiner Zeitung:

„**Heiraths-Antrag.**“ Eine Waise ist zu verheirathen; 22 Jahre alt, 100.000 Mark Mitgift. Zwei Fehler.“

Er sucht in aller Eile die ihm bezeichnete Adresse auf. Man zeigt ihm das Mädchen, er ist entzückt. Jetzt zeigt man ihm ein Kindlein; darauf war er gefaßt. Die Hochzeit geht vor sich. Nach der Trauungs-Ceremonie sucht der junge Ehemann den Heirathsvermittler auf und sagt:

— Ich habe den einen Fehler gesehen; wo ist der zweite?

— Ach, der zweite war ein Druckfehler, eine Null zu viel. Anstatt 100.000 soll es richtig heißen 10,000 Mark.

*

Noch eine Ehestandsgeschichte.

Am Hochzeitsabend, in dem Augenblicke, da der junge Ehegatte sich anschickt, die jungfräuliche Braut in ihrem Gemach aufzusuchen, tritt an der Thür seine Schwiegermutter ihm in den Weg.

— Ich bitte Sie, mein Freund, sagt sie; nur nicht zu hitzig; schonen Sie das arme Kind . . .

— Seien Sie beruhigt, Mama.

— Sie müssen nämlich wissen, daß meine Tochter schwanger ist . . .

*

Unter Cocotten.

Die lange Isa erwirbt, dank ihrer „Vorurtheilslosigkeit“, ihre fünfzigtausend Mark im Jahr.

Eine ihrer kleinen Freundinnen sprach neulich mit Bewunderung von ihr und rief:

— Sie muß den Strick vom Galgen — an ihrem Strumpfbande haben.

Der Stock Friedrich's des Großen.

Erzählung von M. Kolloden.

I.

Der Husarenlieutenant August Graf Pirum saß halb angekleidet in seinem Hotelzimmer und sog emsig an einer riesigen, schwarzen Havanna. Es mochte ungefähr zehn Uhr Vormittags sein, und die Unordnung im Zimmer bewies, daß er eben aufgestanden war. Da er bis zum Tagesanbruch getanzt und geschwärmt hatte, war das gerade nicht spät, und der junge, kaum vierundzwanzigjährige Mann, der schon seit zwei Jahren Offizier war, hätte sich auch nicht sobald aus den Federn herausgewickelt, wenn er nicht Besuch erwartet hätte. Den mußte er aber außerhalb des Bettes, mit Ruhe und Besonnenheit empfangen, denn es galt ein Geschäft und zwar das erste Geldgeschäft. Das war sehr unangenehm, aber er wußte sich nicht anders zu helfen. Er hatte kaum noch ein Goldstück in der Börse und konnte nicht Blumen, Handschuhe, Parfüms und alle die tausend Kleinigkeiten, die ein eleganter Husarenoffizier so nothwendig braucht wie das tägliche Brod, auf Pump nehmen. Uniform und Monturstücke, den Schuster und Schneider, Hotel und Champagner bezahlte er ohnehin nicht, und es waren dafür ganz unverhältnißmäßig hohe Summen aufgelaufen, welche die Geschäftsleute dem jungen Mann mit dem vornehmen, altadeligen Namen und dem reichen Vater gern kreditirten. Diese Rechnungen machten ihm auch weiter keine Sorgen, aber er brauchte baares Geld, viel Geld für augenblickliche Bedürfnisse; denn was machte Graf Pirum mit der Bagatelle seiner Lieutenantsgage und der lumpigen Monatszulage von dreihundert Mark, die ihm sein Vater zahlte? Nichts! Es war rein zum lachen! Sein Regiment lag in einer kleinen Stadt, einem Gebirgsneft, und dort, im Verkehr mit den Kameraden und bei den Vortheilen der gemeinsamen billigen Mahlzeiten hätte er wohl sehr gut auskommen können, aber da hatte der Herr Oberst einmal den Wunsch geäußert, es möchten einige von den als schneidige Reiter und flotte Tänzer über die Provinz hinaus wohlbekannten und wohlgeleiteten Husarenoffizieren auch den Carneval in der Landeshauptstadt mitmachen, damit sowohl beim Prinzen, der daselbst mit seiner jungen Gemahlin Hof hielt, als auch beim Corpscommandanten sein Regiment würdig vertreten sei.

„Sie, Graf Pirum, würden sich ganz besonders zu dieser Mission eignen,“ hatte er zu dem bildhübschen, jungen Mann mit dem selbstbewußten, vornehmen Auftreten gesagt. „Ich ertheile Ihnen den nothwendigen Urlaub, zeigen Sie sich auf dem Parquet gerade so sicher und fest wie im Sattel Ihres Gauls.“

Das hatte der Lieutenant auch redlich gethan, und während sein Alter daheim über die miserablen Getreidepreise jammerte, spielte der Sohn den Schwerenöther bei allen jungen Frauen und Mädchen des Adels und hatte natürlich auch eine Liaison mit einer bildhübschen Kunstreiterin angeknüpft. Das gehörte mit zum eleganten Leben. Die schöne Inez fühlte sich gewissermaßen geistesverwandt mit ihm, und nur deshalb hatte die Tugendreine nachgegeben, nicht — wie sie mit Thränen in

ihren wundervoll schwarzen Augen und mit wogendem Busen versicherte — des schändlichen Mammons wegen, der für sie gar keinen Werth hatte. Bis jetzt hatte der Graf es auch gar nicht gewagt, ihr irgend welche Geschenke oder gar Geld anzubieten. Höchstens hatte er ihr das wonnereiche Lager mit seltenen und kostbaren Blumen bestreut, die sie über Alles liebte. Gestern aber hatte die Kleine plötzlich die Initiative ergriffen und ihren geliebten August mit zitternder, furchtsamer Stimme gebeten, ihr mit tausend Mark aus einer bösen Verlegenheit zu helfen. Sie wollte die Summe ja nur geborgt nehmen und würde sie wahr- und wahrhaftig wieder zurückzahlen. Der Graf hatte sich fürchterlich geschämt, der ebenso bescheidenen als keuschen Geliebten das Geld nicht sofort vor die reizenden Füßchen legen zu können; das war für seinen Stand und Rang eine schreckliche Blamage, aber er hatte mit Wort und Handschlag versprochen, es ihr in wenigen Tagen zu schaffen, und den Entschluß gefaßt, zum Wucherer seine Zuflucht zu nehmen. Er mußte sich selbst und der geliebten Inez, die eine echte Spanierin zu sein versicherte, in Wirklichkeit aber von der polnischen Grenze stammte, aus der Verlegenheit helfen.

II.

Für den in Wuchersachen noch ganz unbewanderten Pirum war aber der erste Schritt nicht gar so leicht. Ein Gefühl von Anstand hinderte ihn, Umschau zu halten, und ein unsagbarer Widerwille hatte ihn schon zweimal wieder zurückgetrieben, als er gegen Abend in Civil das stark bevölkerte Judenviertel der Stadt betreten wollte, wo er Hilfe zu finden hoffte. Schon wollte er Inez aufgeben, nach der Garnison zurückfahren und seinem gestrengen Papa die Rechnungen einschicken, als er sich den Abend vor dem geschilderten Morgen in einer dunklen Straßenecke am Aermel gezupft fühlte. Sich umwendend sah er eine kleine, gekrümmte Gestalt vor sich, die mit dem Hute in der Hand sich demüthig verneigte.

„Was will er?“ schnauzte der Graf den Juden an.

„Gott über de Welt, was Se mer thun erschrecken, gnädigster Herr Graf! Glücklich will jach Se machen. Se brochen Geld, jach werde Se besorgen, was Se brochen.“

„Wer sind Sie aber und woher kennen Sie mich?“

„Wer jach bin?“ Gott über de Welt! Jach bin der Kniegelenk, Beitel Kniegelenk, was hat oft gehandelt mit Ihrem gnädigsten Herrn Papa de Felle. Werde jach doch kennen den Herrn Sohn, den jungen Herrn Grafen, was is geworden e grauffer, nobler Cavalier, der nicht kann leben ohne Geld!“

Der Name Beitel Kniegelenk klang dem Grafen Pirum von der Heimath her vertraut, doch erhöhte Dies nur sein Unbehagen, was der schlaue Versucher sofort merkte.

„Sein Se unbesorgt,“ sagte er. „Se kennen den Kniegelenk nicht. Jach bin verschwiegen wie ein Kind im Mutterleib, mein Ehrenwort! Morgen Früh um zehn Uhr werd jach kommen mit dem Geldmann zum Herrn Grafen ins Hôtel.“

„Um Gotteswillen nicht,“ unterbrach ihn erschreckt der Lieutenant, „wenn . . .“

„Sein Se unbesorgt, gnädigster Herr Rittmeister,“ erklärte Kniegelenk noch einmal. „Jach bringe Se nicht in Verlegenheit. Der Geldmann, den jach bringe, ist e feiner Mann, der gewohnt ist zu verkehren mit Cavaliere, der schon hat ge-

macht Geschäfte mit Excellenzherren und Firschten, und der Beitel werd ach kommen nobel, in seinem Schabbesrock, wie es sich gehört.“

III.

Graf August Pirum saß rauchend und Cognac schlürpfend im Fauteuil, des Geldes harrend, das da kommen sollte. Eigentlich war ihm angst und bange, aber über's Ohr wollte er sich gewiß nicht hauen lassen.

Jetzt trat der mit Frack und tadelloser weißer Kravate angethane Zimmerkellner ein und überreichte dem Herrn Grafen auf einer Tasse eine Visitenkarte. Der Lieutenant war aufgesprungen. „Fridolin Müller,“ las er. Den kannte er nicht. Was wollte Der bei ihm?

„Entschuldigen, Herr Graf,“ meinte der Kellner, mit den Augen zwinkernd, „die Herren behaupten, sie seien bestellt. Es ist nämlich noch Einer mit. Sie wissen schon, Einer von „unserer Leut“. Nehmen Sie sich in Acht, Herr Graf! Das ist eine gefährliche Gesellschaft.“

August Pirum stieg die Röthe der Scham in das hübsche Gesicht. Ein Kellner nahm sich das Recht heraus, ihm Rathschläge zu geben, das war skandalös! „Sie sollen hereinkommen!“ befahl er kurz.

Ein jovial blickender Herr, etwa 50 Jahre alt, im eleganten Stadtpelz, den blanken Cylind und einen Rohrstock mit schwarzer Hornkrücke in der Hand, trat fortdial grüßend ein, gefolgt von Beitel Kniegelenk, der trotz des Schabbesrockes das Gepräge des kleinen, jüdischen Handelsmannes nicht hatte verwischen können, während das Gesicht von Herrn Fridolin Müller mit dem goldenen Kneifer auf der wohlgebildeten Nase und dem kurz geschorenen schwarzen Vollbart etwas von dem behäbigen Bürgermann zeigte, dem es beschieden ist, seine Tage in angenehmster Thätigkeit und im Schoß einer glücklichen Familie zu verleben.

„Guten Morgen, Herr Graf,“ sagte er im reinsten Hochdeutsch, die etwas widerwillig gereichte feine Hand des Aristokraten derb schüttelnd. „Der Kniegelenk hat mir gesagt, daß Sie in Geldverlegenheit sind. Ich stehe Ihnen zu Diensten. Kniegelenk, Sie können gehen.“

Der demüthig an der Thür Stehende knickte zusammen wie ein Taschmesser.

„Wenn mer der gnädigste Herr Graf wollte geben e kleine Provision . . .“

„Gewiß, gewiß,“ machte der Angeredete verlegen. „Morgen . . . denn momentan . . .“

Stumm griff Herr Fridolin Müller in die Rocktasche und reichte dem Grafen mit discreter Handbewegung eine dick mit Banknoten gefüllte Briestafche.

„Bitte, bedienen Sie sich, Herr Graf. Ein Hundertert thut's,“ sagte er leise und drehte sich weg, um seinen Pelz auszuziehen.

Diese noble Art machte einen angenehmen Eindruck auf Pirum. Lag doch in dem Gebahren des Geldmannes etwas von dem: „unter Kameraden ist es ganz egal,“ und er athmete vollends erleichtert auf, als er nach Ablohnung Beitel Kniegelenks, der darauf mit einem: „Danke unterthänigst, gnädigster Herr Major“ verschwand, mit Herrn Fridolin Müller, dessen Gesichtszüge ihm übrigens bekannt vorkamen, allein war.

„Gehen wir gleich auf unsere Sache über, Herr Graf,“ begann dieser. Ich liebe weder Umstände noch Hinterthüren. Zwischen uns muß Alles offen und klar sein, wenn ich Ihnen helfen soll, und dazu bin ich da. Wenig werden Sie nicht brauchen. Entschuldigen Sie, ein Gläschen Cognac thäte mir bei der Hundekälte wohl.“

Er griff nach der vor dem Grafen stehenden Flasche und goß sich ein Spitzgläschen der dunklen, gelben Flüssigkeit ein, während der Graf etwas von vier- bis fünftausend Mark murmelte.

„Das Zeug ist nicht übel,“ meinte Herr Fridolin Müller, den Cognac hinunterschluckend. „Ich habe aber besseren. Gelegentlich schicke ich Ihnen einige Flaschen, die ich Ihnen zum Engrospreise überlassen will. Vier- bis fünftausend Mark sagen Sie? Das ist viel zu wenig. Damit kommen Sie nicht über den Berg.“

„Zu wenig?“ frug der Graf langgedehnt und erstaunt.

„Herr Graf,“ fuhr Fridolin Müller fort, indem er den an der doppelten Uhrkette hängenden schweren goldenen Bleistift zur Hand nahm, „rechnen wir ein wenig. Doch zünden wir uns vorher eine frische Cigarre an.“

Einem silbernen Etui entnahm er zwei Stück großen Kalibers und reichte eine dem Grafen.

„Bitte, nehmen Sie,“ sagte er im freundschaftlichen Ton.

„Echte Flor de Cuba, wie Sie sie hier nur schwer bekommen. Ich werde dem Cognac zwei bis drei Kistchen davon zulegen. Großartiges Kraut, das Hundert achtzig Mark, ein wahres Spottgeld!“

Der Graf wollte zwar gegen die Cigarren protestiren, aber Herr Müller schnitt ihm das Wort ab.

„Wenn Sie wollen, können Sie auch ein halbes Tausend bekommen, doch das ist ja Nebensache,“ sagte er leicht hin, sich einen auf dem Tisch liegenden Briefbogen heranschiebend. Machen wir das Exempel. Ihrem Schneider allein schulden Sie dreitausend Mark.“

Er schrieb die Zahl auf das Papier.

„Woher wissen Sie das?“ rief Graf Virum aufgebracht. „Was geht Sie mein Schneider an?“

Herr Fridolin Müller lächelte überlegen und steckte den Bleistift wieder in die Westentasche.

„Bitte, regen Sie sich nicht auf, Herr Graf,“ sagte er mit imponirender Ruhe. „Ich habe schon einmal erwähnt, daß zwischen uns Alles offen und klar sein muß, und deshalb will ich Ihnen auch offen erklären, woher ich weiß, was Sie dem Schneider, dem Schuster und allen Übrigen schuldig sind. Ich kenne Ihre Verhältnisse ganz genau, besser als Sie selbst. Seit Sie hier in der Gesellschaft zum ersten Mal aufgetreten sind, und ich Sie beim Champagner beobachtet habe, — ich trinke nämlich meinen bescheidenen Bordeaux in demselben Lokal, in welchem die Herrn zu diniren pflegen, der Herr Graf müssen mich ja bemerkt haben, — wußte ich genau, daß Sie mich eines Tages brauchen würden, und habe mir daher erlaubt, Erkundigungen über Ihre Person, Ihre Verhältnisse und Ihre Verbindlichkeiten einzuziehen. Das Resultat war ein solches, daß ich mich entschlossen habe, Ihnen hilfreich zur Seite zu stehen. Deshalb hat Sie gestern der Beitel Kniegelenk, mein Adjutant,“ lächelte er scherzhaft, „angesprochen; aber Eins müssen Sie mir auf Cavaliersparole versprechen.“

„Was?“

Den Grafen begann die Art und Weise des Herrn Fridolin Müller ungemein zu imponiren. Es zeigte sich darin Wohlwollen und jene Rücksicht mit der überströmenden Genußsucht der Jugend, die schnell das Herz derselben gewinnt.

„Daß Sie sich jedesmal voll Vertrauen an mich wenden, wenn Sie Geld brauchen und nur an mich, daß Sie anderweitig keine Verbindlichkeiten eingehen, sonst müßte ich mich sofort zurückziehen. Von heute ab bin ich Ihr Banquier. Wollen Sie?“

„Mein Ehrenwort.“

„Gut, ich danke. Nun also schließen wir das Geschäft ab.“

Herr Fridolin Müller begann wieder zu rechnen und Zahlen zu schreiben. Der vertrauensselige Graf ergänzte, was nöthig war. Das Resultat ergab, daß August Virum sieben-tausend Mark zur Deckung seiner kleinen Verbindlichkeiten brauchte.

„Machen wir also rund fünfzehntausend Mark,“ erklärte Müller, „dann bleibt Ihnen vorläufig genug baares Geld für Ihre Vergnügungen. Sie geben mir Wechsel und Ehrenschein auf drei Monate, und die Sache ist abgemacht.“

„Aber ich kann ja das Geld in drei Monaten nicht zurückzahlen!“ rief der Graf erschreckt.

„Das weiß ich,“ beschwichtigte Herr Müller. „Es ist eben nur Geschäfts-Uffance. Die Papiere werden von Quartal zu Quartal prolongirt, so oft Sie wollen, und die Zinsen zugeschrieben.“

„Ja das ist was Anderes.“

Und Graf August Virum unterschrieb mit zitternder Hand einen Wechsel auf fünfzehntausend Mark und einen, von Herrn Müller schon vorher verfaßten Ehrenschein, worin zu lesen war, daß der Hauptleutnant Graf August Virum von Herrn Fridolin Müller ein Darlehen von baar fünfzehntausend Mark erhalten habe, welches er sich auf Ehrenwort verpflichtete, binnen drei Monaten zurückzahlen. Diese beiden Papiere steckte der Geldgeber sorgfältig in die Tasche, dann legte er dreizehn Tausender baar auf den Tisch und griff wieder zum Bleistift.

„Sechs Procent Zinsen macht 900 Mark,“ begann er zu rechnen. „Der Herr Graf werden zugestehen, daß Das constant ist. Billiger ist ein Geschäft unmöglich und ich thue es nur aus Freundschaft für Sie,“ behauptete er, ohne zu erwähnen, daß er sechs Procent pro Quartal, also vierundzwanzig pro anno meinte. „10 Flaschen Cognac à 10 Mark macht 100 Mark. 500 Stück Zigarren à 80 Mark sind 400 Mark, 100 Mark dem Kniegelenk Provision gezahlt, macht Alles zusammen 1500 Mark, so daß der Herr Graf noch 500 Mark erhalten, die mir momentan fehlen. Ich werde mir erlauben, diese kleine Summe per Post nachzusenden. Es ist besser, als wenn ich wiederkäme, da es durchaus nicht nothwendig ist, daß man uns beisammen sehe. Natürlich kennen wir uns auf der Straßen oder am dritten Orte nicht.“

Mit diesen Worten erhob er sich, um seinen Pelz wieder anzuziehen, während der Graf die Banknoten in den Schreibtisch schloß.

Er kam sich wie verändert vor und wußte nicht, sollte er sich freuen oder weinen. Nun konnte er wenigstens der Inez, dem reizenden Schneek die versprochenen tausend Mark geben.

Minen und Gegenminen.



— Ich sagte, daß ich nach Baden abreise . . .

— Er ist mit dem Sechs-Uhr-Buge nach Baden gereist . . .

Das war jedenfalls ein Grund lustig zu sein, also: „seien wir lustig,“ dachte er sich.

„Die Zigarren und den Cognac schicke ich Ihnen nach dem Carneval in die Garnison,“ bemerkte Herr Fridolin Müller Hut und Stock ergreifend und dem Grafen zum Abschied die Hand schüttelnd. „Das sind Dinge, die Sie dort in stiller, beschaulicher Ruhe erst recht schätzen werden. „Habe die Ehre, mich gehorsamst zu empfehlen.“

Er öffnete die Thür, doch kam er noch einmal zurück.

„A propos Herr Graf,“ sagte er, „wegen der fünfhundert Mark, die Sie noch zu erhalten haben, . . . wissen Sie, ich bin ja nur ein armer Teufel; das Geld, welches ich Ihnen dort aufgezählt habe, gehörte nicht mir, sondern Capitalisten, die nicht genannt sein wollen. Ich bin Vermittler wie der Kniegelenk, nur im größeren Maßstabe. Meine eigentliche Specialität ist der Handel mit Antiken und Raritäten. Das ist ein vornehmes, feines Geschäft. Sie mit Ihrem feinen Verständnis für Kunst, Wissenschaft und alles Edle und Erhabene sollten sich ein wenig aufs Sammeln werfen. Hier zum Beispiel,“ er reichte dem Grafen den Rohrstock mit der Hornkrücke, „Das wäre etwas für Sie. Machen Sie damit den Anfang.

Einstmals hat dieser Stock Friedrich dem Großen gehört. Es ist derselbe, den der große König gegen die ihn molestirende Schuljugend geschwungen hat, wenn er auf seinem Schimmel durch die Straßen von Berlin ritt. Sie sind werth, ihn zu besitzen. Fünfhundert Mark sind ein Lumpengeld dafür. Die königlichen Museen in Berlin würden mir gern das Doppelte dafür zahlen, aber ich habe mir gleich gesagt: „Nur der Graf August Pirum soll dieses Cabinetstück besitzen, der verdient's. Ich weiß nicht, Sie sind mir so sehr ans Herz gewachsen, mein Ehrenwort! So, und nun empfehle ich mich Vergessen Sie nicht, rechtzeitig zu prolongiren. Das ist die Hauptsache, und seien Sie nicht gar zu verschwenderisch. Man muß Maß zu halten wissen.“ Sprach's und verschwand mit dem wohlwollenden Kopfnicken eines älteren, ebenbürtigen Duzfreundes.

Graf August Pirum aber stand mitten in dem Zimmer, in der einen Hand den Stock Friedrichs des Großen, in der anderen ein aus der Tasche gezogenes, blauseidenes Strumpfband der schönen Inez. Kopfschüttelnd betrachtete er diese beiden theuer erkauften Raritäten. Ihn durchzog ein Ahnen, als ob er gründlich reingefallen wäre. „Ah bah,“ brummte er. „Der

Stoß ist ein Schwindel, aber der Kerl will natürlich auch was verdienen, und er ist wenigstens ein anständiger, umgänglicher Mensch. Dagegen ist die Inez kein Schwindel, da ist Alles echt, das weiß ich genau, und sie soll nun gleich ihren Tausender bekommen, das bin ich ihr schuldig.“

Bergnügt steckte er das Strumpfband wieder ein und begann Toilette zu machen.

IV.

Am späten Nachmittag desselben Tages saßen Fridolin Müller und die schöne Inez in einer *chambre séparée* des ersten Restaurants der Stadt und thaten sich an Austern und Champagner bester Marke gütlich. Die Kunststreiterin zahlte.

„Du bist also zufrieden mit mir, Rebecca?“ sagte Herr Fridolin, mit Kennermiene Zitronensaft auf eines der köstlichen Schalthiere tröpfelnd, nachdem er der Angeredeten Wechsel und Ehrenschein des Grafen Pirum überreicht hatte.

„Vollkommen,“ erwiderte diese. Zwei von meinen Fünfhundert habe ich schon zurück. Den Rest werde ich ihm möglichst bald und vollständig herauslocken, dann magst Du die Summe zum zweiten Mal anlegen. Ich glaube nicht, daß er eine einzige Rechnung bezahlt.“

„Ich auch nicht,“ stimmte der würdige Banquier und Genosse der Künstlerin bei, „aber Du weißt, was Du mir als Entgelt versprochen hast . . .“

Inez-Rebecca lachte ungenirt.

„So viel Du willst, mein Alter, aber der Graf hat den Vorzug. Du mußt mit Deinen Besuchen sehr vorsichtig sein.“

„Werde schon, werde schon,“ fügte sich Herr Müller.

„Sage mal, Schatz, hast Du nicht noch einige Ersparnisse? Ich hätte noch ein hübsches Geschäft in petto.“

Rebecca schüttelte mit dem Kopf.

„Nein, vorläufig nicht. Ich sagte Dir schon, Du mußt Dich gedulden. Das Geld ist nicht so leicht verdient.“

„Nicht leicht?“

„Gewiß nicht, Doch dafür geht Dir das Verständniß ab. Du hast ja auch einen hübschen Profit gehabt.“

Fridolin Müller zuckte die Achseln.

„Viel ist es nicht und wenn ich Dich nicht . . .“

„Nun, ich dachte doch, fünfhundert Mark für den Stoß Friedrich des Großen, einen Knüttel, der in Wirklichkeit nicht 3 Mark werth ist, wäre für einen Tag schon genug. Wirklich eine tolle, geniale Idee! Außerdem hast Du 100 Procent an Cigarren und Cognac verdient. Herz was willst Du noch mehr?“

Sie lachte laut auf und sprang hochgeschürzt, daß ihre wunderschönen, in schwarzseidenen, durchbrochenen Strümpfen steckenden Beine bis weit über das Knie sichtbar wurden, Herrn Fridolin Müller auf den Schoß.

Der schon alternde Mann preßte in wild aufloberndem Feuer die reizende Gestalt an sich und küßte die vollen Lippen des halbgeöffneten, luftbegierigen Mundes

Weshalb? Warum? Wozu?

Weshalb nennt die Dinge dieser Welt
Ihr nicht beim rechten Namen?
Weshalb heißt der Backfisch gnädig,
Und die alten Weiber Damen?!

Warum was dem Weibe voll're Form verleiht,
Cournüre heißen?
Warum spricht man nicht aufrichtig
Ohne Schen von falschen Steifen?!

Wozu alles dieses Bieren?
Bleibt es, wenn wir uns erhitzen
Nicht dasselbe, ob wir schwitzen
Oder vornehm transpiriren?

X.

Unter dem Kirschbaum.

Von Catulle Mendès.

An einem windigen Tage kletterte Bérengère im Obstgarten die Leiter hinauf, die an den großen Baum gelehnt stand, an welchem rothe Kirschknospen glänzten, fast ausnahmslos von Vögeln besetzt. Valentin folgte ihr nicht auf der Leiter; er zog es vor, unten zu bleiben. Die Wahrheit gesprochen: er war von diesem Abenteuer nur wenig entzückt. Er erinnerte sich, ähnliche Scenen in schlechten *Bandeilles* gesehen zu haben. Er hatte ein poetisches Gemüth und es verdroß ihn, daß der gefällige Zufall der verliebten Spaziergänge nicht mehr Einbildungskraft haben soll als die Operetten-Fabrikanten. Was nützte es, einen von erfindungsreichen Träumen surrenden Kopf und ein von aufrichtiger Zärtlichkeit überfließendes Herz zu haben, wenn man sich mit einer solch' banalen, so oft in *Couplets* gesetzten Idylle begnügen sollte? Bérengère ließ sich auf diese Spitzfindigkeiten nicht ein; sie wollte die Leiter hinaufklettern, — und kletterte hinauf; ihr Gefährte mußte sich fügen und ihr dabei behilflich sein. Man kann einer Frau nichts verweigern, die Einem noch nicht Alles bewilligt hat. Später, nach der letzten Hingabe, gestalten sich die Dinge allerdings anders. Derjenige, der bisher gehorcht hat, gebietet jetzt; man ist Herr der Herrin. Allein, Valentin hatte das Recht der Vergeltung noch nicht erlangt. Bérengère hatte durch verheißungsvolle Blicke, durch Ueberlassung ihrer Hand ihm mehr als einmal zu verstehen gegeben, daß sie keine unüberwindliche Aversion gegen ihn habe. Zwar hatte sie auf seine zärtlichen Reden, die sie oft entzückten, noch nicht geantwortet; dagegen hatte sie von Zeit zu Zeit Seufzer ausgestoßen, die mit Verständnissen eine große Aehnlichkeit hatten. Und war es nicht eine ermutigende Gunst, dieses Stelldichein, so fern von dem Hause, in diesem Obstgarten, wo sie ganz allein waren? Aber es war in ihrer liebenswürdigen Tändelei noch nichts Endgiltiges geschehen, und der Liebhaber sah Diejenige zwischen den zitternden Zweigen des Kirschbaumes hinaufklimmen, die er am liebsten dort hinunter geführt hätte, an den Fuß des Hügelgels, in das geheimnißvolle Dunkel des Waldes.

Valentin mußte indeß bald erkennen, daß die Operetten nicht so albern seien wie man glauben will, und daß die Erfindungen ihrer Verfasser, in das wirkliche Leben übertragen, geeignet sind, selbst poetische Gemüther zu befriedigen. Als Bérengère die vierte Staffel erreicht hatte, sah er ein reizendes kleines Füßchen in einem Schuh von Goldsaffian, der sich straff um die hohe Ferse legte; ein allerliebstes, munteres, neckisches Füßchen, jedenfalls das schönste aller Füßchen, die er je geschaut. Obgleich das Kleid lang genug war, sah man dennoch ganz die zierliche Beschuhung, dank dem Winde, der die Röcke ein wenig emporhob. Bérengère stieg wieder zwei Staffeln empor, sehr langsam, vielleicht aus Furcht, vielleicht aus einem anderen Grunde. Valentin sah die Knöchel, so fein, so schmal, daß das Armband eines Kindes sie hätte bequem umspannen können, und die ziemlich starke Rundung der Waden, bekleidet mit viereckig durchbrochenen Strümpfen von schwarzer Seide. Oh, über diese gütige Mitschuld des Windes! Bei dem Auf-fliegen der zarten Finnen und Spizen schimmerte die Haut der Beine in leuchtenden Punkten durch die Seide. Sehr langsam — augenscheinlich war sie sehr furchtsam — stieg Bérengère noch eine Staffel höher, dann noch eine, während heftigere Stöße des Morgenwindes die Blätter und die Röcke schüttelten; die scharlachrothe Schleife eines Strumpfbandes flammte oberhalb des Knies auf, erlosch wieder, flammte von neuem auf, je nachdem die zarten, weißen Hüllen in Unordnung gebracht wurden. Der geblendete, entzückte Valentin fühlte sich versucht hinan zu eilen und mit einem Bisse, der zugleich ein Kuß gewesen wäre, diese rothe Schleife zu lösen, die an einen blühenden Mund erinnerte. Wir müssen annehmen, daß es Bérengère nach den Kirschen der entferntesten Zweige gelüstete, denn immer höher kletterte sie auf der leise schaukelnden Leiter; mit ungeschwächter Kraft blies der Wind und da sie nicht zu denjenigen gehörte, die sich zur Schmach der weiblichen Toilette nach Männerart kleiden, hatte der Verliebte in dem flüchtigen Aufblitzen einer rosig-weißen Helle die Vision einer fast ganzen, nackten Nymphe. Da vermochte Valentin nicht länger an sich zu halten. Er stürzte hinzu und schon hatte er, inmitten der schaukelnden Nester und der scheu auffliegenden Vögel mit einem starken Arme, der keinen Widerstand kannte, den sich überneigenden Leib Bérengère's umfassen, als in dem Hause dort unten eine laute Stimme sich erhob und rief, wo sie denn so lange blieben? Da galt es denn rasch vom Baume herabsteigen und ins Haus zurückkehren. Ei, daß doch der Kuckuck die Leute hole, die beim Nachtsich eines ländlichen Frühstücks sitzend, die Anderen nicht nach ihrem Belieben Küsse und Kir-schen pflücken lassen wollen!

*

Den kleinen Schuh von Goldsaffian, die feinen Knöchel, die kräftigen, durch die schwarzen Seidenstrümpfe schimmernden Waden, die rothe Schleife des Strumpfbandes und die blitzartige Vision nackten Fleisches vermochte Valentin nimmer zu vergessen. Er hatte nur einen Wunsch: gemächlich und unge-stört die Reize wiederzusehen, die ihn entzückt hatten. Einmal, als die Bewohner des Landhauses sich zurückgezogen hatten, Jeder in sein Zimmer — es war an einem Juli-Nachmittag, zur Stunde der Mittagruhe — erhielt er von Bérengère die

Zufage, daß sie wieder in den Obstgarten gehen würden, aber in den andern Theil, jenseits der großen Mauer. Sie willigte gern ein, denn sie war eine gute Seele und kränkte andere Leute nicht gerne, besonders dann nicht, wenn sie selbst einiges Vergnügen dabei fand, ihnen barmherzig zu sein.

Im Obstgarten herrschte eine erdrückende Hitze unter dem schwülen Sommerhimmel. Kein Hauch bewegte die Luft; still schlummerten die Vögel auf den Nestern; schwer und unbeweglich hingen die fruchtbeladenen Zweige hernieder.

Sie kamen zu dem Kirschenbaum. Die Leiter stand noch immer da, mit dem Fuß im hohen Grase, das sich nicht rührte.

— Ach, theure Seele! sprach er, — haben Sie heute keine Lust, Kirschen zu pflücken?

— Nein, erwiderte sie seufzend; ich mag nicht. Reden wir von was Anderem.

— Warum wollen Sie nicht? Sie waren neulich so tapfer; fürchten Sie heute, daß die Leiter Sie nicht tragen könnte? Sie sind so leicht, daß ein Zweig Ihnen eine genügende Stütze wäre, wie einem Vogel.

— Nein; ich habe keine Furcht.

— Oder finden Sie die Kirschen nicht ebenso schön wie neulich? Sehen Sie: seither sind sie völlig gereift; nur Ihre Lippen können an Röthe mit ihnen wetteifern.

— Gewiß, die Kirschen sind schon reif.

— Nun denn, weshalb wollen Sie nicht auf den Baum steigen?

Sie wandte den Kopf weg und schwieg. Er sah, daß sie erröthete.

— Ach Grausame, ich errathe! rief er, vor ihr in die Kniee sinkend. Sie wissen, welche Wonne Sie mir verursachten, als Sie neulich die Leiter erklimmen. Sie wissen, daß ich — gleichwie man durch die halboffene Pforte des Paradieses die himmlischen Wonnen erblickt — einen Augenblick Ihr zartes Füßchen gesehen habe, das dem Schnabel eines Vogels gleicht, und Ihre Strümpfe, wo Rosiges durch die Schwärze der Seide schimmert; Sie wissen, daß ich einen Augenblick geblendet war durch den Schimmer Ihres geheimnißvollen, angebeteten Leibes. Und wenn Sie, Barbarin, heute sich weigern, auf den Baum zu steigen, so ist es sicherlich nur, weil Sie mir das Glück nicht schenken wollen, das mir neulich einen Augenblick gegönnt war.

Sie erwiderte, noch mehr erröthend:

— Nein, Sie sind im Irrthum. Nicht deshalb ist's.

Sie sagte Das in einem ganz aufrichtigen Tone. Er befragte sie von Neuem, unter zärtlichen Bitten, von einer glühenden Neugierde nach der Ursache ihrer Weigerung erfaßt. Doch sein Flehen war vergeblich; sie war entschlossen, ihr Geheimniß zu wahren. „Vergebens befragen Sie mich; lassen wir Das!“ sprach sie mit fester Stimme.

Glücklicherweise erinnerte er sich, daß er verflossene Woche eine Parthie Dame von ihr gewonnen hatte, bei welcher ein „vertrauliches Geständniß“ der Einsatz war. Er hatte sie daher in seiner Gewalt. Im Namen ihrer Schuld und in triumphirendem Tone gebot er ihr, die Wahrheit zu sagen. Bérengère ist nun aber eine sehr ehrliche Person, die sich ihren Verpflichtungen niemals zu entziehen sucht.

— Sie bestehen wirklich darauf, zu erfahren, weshalb ich heute nicht auf den Kirschenbaum steigen will? fragte sie.

— Ich fordere es!

Sie mußte sich denn erklären. Ihre Wangen waren so roth, daß sie zwei Klatzrosen glichen.

— Nun denn, weil . . .

Sie stockte.

— Weil . . .? fragte er.

— Weil heute kein Wind weht! sagte sie, indem sie durch die niedrigen Sträucher und Gräser davon lief.

Doch Valentin war nicht der Mann, der die Zeit mit müßigem Brüten verliert, während eine junge Frau nicht allzu rasch ihm entläuft und von Zeit zu Zeit zurückblickt, um zu sehen, ob man sie auch verfolge. Bald hatte er Bérengère eingeholt und er führte sie, die Lachende und Widerstrebende, unter den großen Kirschenbaum. Und ehe wenige Minuten vergangen waren, mußte sie erkennen, daß es nicht gerade der Wind sein muß, wenn es gilt, die Battiste und Spitzen einer jungen Frau zu lästern.



Eine Familien-Szene.

Ein erzürnter Vater hält seinem ungerathenen Sohne eine Moralpredigt.

— Du machst Schulden für Deine Maitresse! Du zeigst Dich öffentlich mit ihr! Eine saubere Aufführung . . .

— Aber, Papa, ich bin überzeugt, daß auch Du in meinem Alter . . .

— Schweig, Selbstnabel! Ich hatte nie Maitressen vor meiner Heirath! . . .

*

Beim Arzte.

Ein besorgter Familien-Vater erscheint mit seiner Tochter, einer pikanten Brünnette von 18 Jahren, zur Ordinations-Stunde eines Spezialisten.

— Das arme Kind magert sichtlich ab, klagte er. Ich bin sehr beunruhigt. Was ist zu thun, Herr Doktor?

— Sie braucht einen Mann . . .

Da fragt die junge Kranke mit erlöschender Stimme:

— Glauben Sie, Herr Doktor, daß Einer genügen wird?

*

Unter jungen Ehegatten.

Der Mann spricht zu seiner in interessanten Umständen befindlichen jungen Frau:

— Ich gestehe Dir, Liebste, daß ich gern wissen möchte, ob es ein Knabe oder ein Mädchen wird?

Da entgegnet die künftige Mama lebhaft:

— Oh, sicherlich wird es ein Knabe; denn ich habe die ganze Zeit an Deinen Freund Karl gedacht . . .

*

Abgewiesen.

Ein junger Mann zu einem Mädchen:

— Mein Fräulein! ehe ich bei Ihrem Herrn Vater um Ihre Hand anhalte, möchte ich wissen, ob Sie geneigt sind, meine Frau zu werden?

— Niemals, mein Herr! Sie vergessen, daß Sie versucht haben, mir Gewalt anzuthun.

— Aber der Versuch ist ja mißlungen.

— Ebendeshalb; Sie sind ein Taugenichts!



Intime Korrespondenz.

Humoreske von P. V.

Kurze Einleitung.

Ich bin dem Leser vor Allem ein Wort der Aufklärung schuldig.

In dem ersten der zwei Briefe, die wir hier mittheilen, wird er mehrere punktirte Stellen finden. Denn, obgleich ich bestrebt bin, in meinen Mittheilungen aus dem Leben so deutlich als möglich zu sein, schien es mir dennoch unartz, in die zwischen zwei Schulfreundinnen ausgetauschten Vertraulichkeiten tiefer einzudringen.

Ihre Einbildungskraft in Verbindung mit Ihren Erinnerungen muß Ihnen da aushelfen, meine verehrten Freunde.

I.

Amalie Wörmann an Antonie Morsig.

Meine theuere Antonie!

Wie Du siehst, halte ich mein Versprechen.

Dieses Versprechen datirt von lange her. Erinnerst Du Dich der Sache noch?

In der Erziehungs-Anstalt der Frau von Gimpelheim war's, wo der Zufall uns zusammengeführt hat und wo wir alsbald enge Freundschaft schlossen. Eines Tages, als wir während der Erholungs-Stunde Arm in Arm einen Spaziergang im Hausgarten machten, kamen wir auf die Ehe zu sprechen.



Wir waren damals kaum vierzehn Jahre alt. Aber unsere jungen Schädel begannen schon zu arbeiten und wir suchten in die Geheimnisse der Ehe einzudringen. Wir schwuren, daß Diejenige, die zuerst „drankommen“ würde, der Andern alle gewünschten Aufschlüsse geben würde.

Später, als der verhängnißvolle Zeitpunkt immer näher zu rücken schien, erneuerten wir zu wiederholten Malen und mit immer wachsender Neugierde diesen feierlichen Schwur.

Das Schicksal hat es wollen, daß ich vorangehe; ich füge mich denn, theure Antonia, und will Dich aufklären.

Du kennst die Umstände meiner Verheirathung, da Du meine Brautjungfer gewesen. Meinen Gatten brauche ich Dir nicht erst vorzustellen. Er gehört zur Gattung Derjenigen, von denen es im Reisepasse bei der Personalbeschreibung heißt: Gewöhnlich . . . gewöhnlich . . . gewöhnlich.

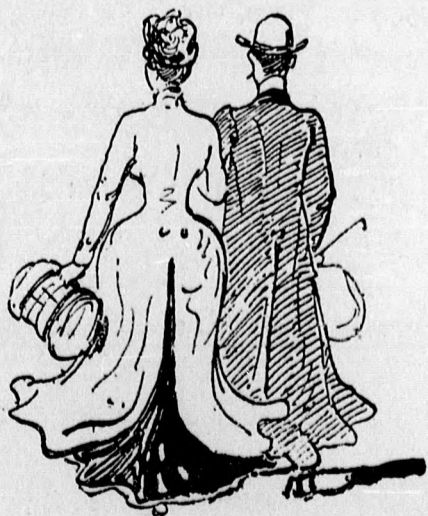
Unter solchen Umständen sah ich dem feierlichen Augenblicke ohne Widerwillen, aber auch ohne Liebe entgegen.

Nach der Trauung gab es ein Déjeuner dinatoire; dann verließen wir Wien mit dem um drei Uhr 50 Minuten abgehenden Silzuge und waren kurz nach sechs Uhr in Graz.

Ich will nicht länger bei einigen Umarmungs-Versuchen verweilen, welche mein Mann unterwegs wagte, wenn er zu bemerken glaubte, daß unsere einzige

Coupé-Genossin, eine alte Dame, eingeschlummert sei. Ich machte diesen Versuchen jedesmal ein rasches Ende, so daß sie nicht Zeit hatten, sich interessant zu gestalten.

In Graz stiegen wir im Gasthof zum „Elefanten“ ab. Nachdem wir uns vom Reise-staub gereinigt hatten, ließen wir uns in unserem Zimmer das Essen serviren. Während der Mahlzeit erneuerte mein Mann seine Umarmungs-Versuche, so oft der Kellner, der uns bediente, das Zimmer verließ. Ich glaube indeß, daß dieser schwarzbefrachte Gany-med durch das Schlüsselloch guckte; denn — zum nicht geringen Aerger meines armen Richard — kam er immer in einem solchen Augenblicke zurück, in welchem seine Abwesenheit



mich wehrlos den Zärtlichkeiten meines Gatten ausgeliefert haben würde.

Kurz: wir kamen beim Diner nicht weiter, als im Eisenbahn-Waggon.

Um den entscheidenden Augenblick hinauszurücken, schlug ich nach Tische vor, einen kurzen Spaziergang durch die Stadt zu machen. Mein Mann sträubte sich ein wenig; aber ich bemerkte ihm, daß ich sicherlich krank würde, wenn ich mit vollem Magen gleich zu Bette ginge. Und so fügte er sich denn; doch blieb er verstimmt und konnte nicht begreifen, welches Interesse ich, die Wienerin, an den in den Schaufenstern ausgelegten Waaren nehmen konnte.

Einen Augenblick trieb ich die ironische Grausamkeit so weit, daß ich ihm vorschlug, den Abend in einer Volksfänger-Bude zuzubringen, aus welcher lautes Gejohle auf die Straße herausdrang. Da erzürnte er sich aber ernstlich und ich begriff, daß die Stunde des Opfers gekommen sei.

Und hier, meine Theure, komme ich endlich zur eigentlichen Sache, zur Einlösung meines Versprechens.

Wie es jetzt in der guten Gesellschaft schon Sitte ist, hatte ich Niemanden an meiner Seite, um mir die letzten Unterweisungen zu geben, keine Mutter, die an meinem Busen Thränen der Erinnerung geweint hätte. Ich will Dir übrigens gestehen, daß mir Dies ganz recht war. Nichts mag lächerlicher sein, als eine solche Scene retrospektiver Unterweisungen der erfahrenen Mutter an die unschuldige Tochter.



Die Brautnacht soll ein Zweikampf ohne Zeugen sein. Die Folge wird Dir beweisen, daß mein Vergleich ein zu treffender ist.

Das Schwierigste dabei ist vielleicht: Toilette zum Kampfe zu machen.

Wer von Beiden wird anfangen?

Mein Mann wollte mir durchaus Kammerzofendienste leisten; aber ich fand Dies zu lächerlich und litt es nicht, sondern verwies ihn ins andere Zimmer.

Und nun . . .

Doch plötzlich, als ich mich dessen gar nicht versah und noch ehe ich — wie im Blindenküßspiel — gerufen hätte: „Jetzt!“, ging die Thür plötzlich auf. Es war Richard. Er hatte die Geduld verloren; aber dermaßen verloren, daß er in Unterhosen von rosa Seide erschien.

Die zarte Anspielung war unverkennbar. Ach, meine



Thenerste! Als er in diesem Kostüm den Mund aufthat, um das Zeitwort „lieben“ abzuändern, konnte ich nicht länger an mich halten. Ich brach in ein schallendes Gelächter aus, das mich auf einen Sessel niederwarf. Allein, Richard hatte mit einer plötzlichen Handbewegung den Leuchter mit der brennenden Kerze umgeworfen und mich in seine Arme genommen . . .

Ach, meine Thenerste! wenn dies der schönste Tag ist, so kann ich Dich versichern, daß nicht die schönste Nacht darauf folgt . . .

Vergebens bat ich ihn; es half nichts. Die Männer sind so eigennützig! . . .

Und vollends unser Zimmernachbar, der immerfort an die Wand klopfte und wüthend schrie:

— Himmelkreuzdonnervetter! In diesem Gasthose kann man nicht einmal ruhig schlafen! . . .

Um fünf Uhr Morgens begann — der Nachbar abermals wüthend an die Wand zu klopfen . . .

Das ist, meine Thenerste, das summarische Protokoll, das ich Dir schuldig war. Du magst daraus schließen, was Du willst.

Ich habe mich meiner Schuld entledigt.

Auf Wiedersehen. Schreibe mir nach Venedig, Hôtel Bauer. Da wollen wir zwei Wochen ausruhen.

Ausruhen? Danke schön!

Deine aufrichtige
Amalie Wörmann.



II.

Antonie Morzig an Amalie Wörmann.

Meine liebe Amalie!

Ich habe Dein Scenario gelesen. Daraus ersehe ich, daß es im verheiratheten Stande dieselbe Geschichte ist wie im ledigen Stande . . . Ich danke Dir. Morgen ausführlicher. Tausend Küsse von Deiner getreuen

Antonie.

Du Traumauge.

Wie viele Weiber sah ich schon
Im Stolz der Ehrbarkeit,
Doch hatte Keiner Aug' den Glanz
Wie Deines, Freudenmaid.
Mit kaltem Herzen blicken sie
Auf And'rer Fehl und Schand'. —

Wohl keine aber auch davon
Te in Versuchung stand.

Da ist dann leicht zu richten,
Sicht man auf sammt'nem Stuhl,
Wenn manche Arme, Schwache
Versank im Sündenpfehl.

Ich möchte lieber in dem Pfehl
Mit Menschenherzen sein,
Als in dem Prunkpalaste
Mit Herzen hart wie Stein.

Ich möchte lieber sterben
An Deiner vollen Brust,
Und in Dein träumend' Auge schau'n
Und schlürfen Götterlust,
Als unter den Maschinen
Erkaltender Moral

Bu leben fein und tugendhaft
Und — gähnen blos einmal!

Nero.

D r u n i.

Von Jean qui rit.

I.

An einem schönen Juni-Abend — die Sonne ging schon zur Rüste — saß ein junger Mann auf einer Bank des Stadtparkes. Neben ihm, auf der Bank lag ein Weißbrödchen; die Lanke hielt eine mächtige Dütte umklammert, aus der die Rechte in unaufhörlicher Bewegung große, schwarze Maulbeeren hervorholte, um die süßen Früchte sogleich in den Mund zu schieben. In diesem Geschäfte unterbrach sich die Rechte von Zeit zu Zeit einen Augenblick, um von dem Brödchen ein Stück abzubrechen, das ohne Verzug den Maulbeeren nachgeschendet wurde. Dieser vorurtheilslose Jüngling, der es nicht verschmähte, vor aller Welt zu speisen, wie ein König oder ein Bettler, war ebenso schön von Gestalt und Angesicht, wie er dürrig war in seiner Kleidung. Das blühend frische Gesicht, die Fülle von braunen Haaren, der seidenweiche Flaum auf Kinn und Wangen: sie hätten einen Prinzen geziert; der verschoffene, graue Rock, der durch unzählige Beulen und Scharten völlig aus der Form gebrachte Hut und die gestickte Beschuhung: sie waren selbst für einen armen Studenten fast zu schlecht.

Als der junge Mann im Verlaufe seiner Abendmahlzeit einmal aufschaute, erblickte er in einer Entfernung von wenigen Schritten zwei Frauen, die ihn aufmerksam betrachteten, augenscheinlich von ihm sprachen und von Zeit zu Zeit hell auflachten. Die Eine war jung, fast ein Kind noch, aber ein Kind von prächtigem Wuchse und mit reich entwickelten Formen. Sie war mit Eleganz gekleidet, während ihre Begleiterin, eine ältere Person, in Haltung und Kleidung den Eindruck einer Dienerin machte, die nur aus der Nachbarschaft gekommen ist, um ihre Herrin auf einem kurzen Spaziergang zu begleiten.

Die beiden Frauen traten jetzt näher zu dem jungen Manne und die Ältere sprach ohne Gruß oder Einleitung ihn folgendermaßen an :

— Junger Herr! Fräulein Broni möchte so gerne von Ihren Maulbeeren kosten. Geben Sie ihr doch eine!

Emil Keiersberg — so hieß der Jüngling — reichte freundlich seine noch halbgefüllte Düte hin und nachdem Fräulein Broni einige Maulbeeren genommen hatte, wandte er sich mit seiner Düte an die Ältere :

— Auch Ihnen gefällig?

— Danke, ich mag keine Maulbeeren, erwiderte sie mit einem etwas spöttischen Lächeln. Uebrigens muß ich jetzt fort; ich werde vielleicht zurückkommen.

— Adje, Brigitte! sagte die Jüngere mit freundlichem Kopfnicken, worauf die Andere sich rasch entfernte.

Emil bat nun Broni, neben ihm auf der Bank Platz zu nehmen, um besser zuzulangen zu können. Das Mädchen folgte der Einladung, ohne sich ein zweites Mal bitten zu lassen. Emil betrachtete sie mit naiver Bewunderung. Ihre Haut war mit einem zarten Flaum belegt, gleich einer reifen Frucht, dazu treuherzige Augen und ein fein gezeichneter Mund. Jetzt hub sie zu reden an und ihre milde, glockenhelle Stimme drang ihm bis ins Innerste des Herzens.

— Was würde Ihre Freundin sagen, — sprach sie — wenn sie jetzt käme und Sie mit einer Andern bei der Tausche fände?

— Ich habe keine Freundin, entgegnete Emil einfach und ehrlich.

Damit war den gegenseitigen Mittheilungen Thür und Thor geöffnet. Der junge Mann war kein Schwäger; er hatte wenig Gelegenheit zu reden, da er in dieser großen Universitätsstadt Niemanden kannte. Allein diese treuherzigen Augen flößten ihm Muth ein und er fühlte das Bedürfniß, seine Lebensgeschichte zu erzählen und Alles was er auf dem Herzen hatte.

Diese Geschichte war übrigens sehr einfach, ohne aufregende Zwischenfälle, nichts weniger als romantisch. Er war Student der Medizin und stammte aus einem Städtchen an der oberen Donau, wo er eines Tages von seinem Vater die ärztliche Praxis übernehmen sollte, die sich in seiner Familie sozusagen vererbte, ohne daß mit diesem Erbe auch Glücksgüter verbunden waren. Die Familie war arm. Emil's Vater konnte seinem Sohne nicht mehr als dreißig Gulden monatlich senden; er selbst hatte seinerzeit von seinem Vater nur halb so viel bekommen. Da nun Emil gegen das Unterrichtsweihen, womit viele seiner Kollegen sich ein Nebeneinkommen sicherten, eine unüberwindliche Abneigung hatte, galt es, mit den dreißig Gulden auszukommen und Dies erklärte die Bescheidenheit seiner Tausche, die zugleich sein Abendessen war. Zur Winterzeit traten gebratene Äpfel oder ein Gndchen Wurst an die Stelle des frischen Obstes. Wie in seiner Nahrung, mußte er auch in Betreff seiner Wohnung anspruchslos sein. In einer ärmlichen Vorstadt hatte er ein haufälliges, der Spighacke verfallenes Haus gefunden, in welchem man ihm für fünf Gulden monatlich eine nur mit dem allernöthigsten Hausrath versehene Kammer eingeräumt hatte. Hier haufte Emil Keiersberg in zufriedener Armuth und lag mit Fleiß, wenn auch ohne Begeisterung seinen Studien ob. Was die Liebe und die anderen

Vergnügungen der Jugend betrifft, so mußte er wohl oder übel darauf verzichten. Seine einzige Zerstreuung bestand darin, daß er von Zeit zu Zeit die zur Wache ziehende Burgmusik hörte.

Nun war an Broni die Reihe. Sie erzählte, daß sie aus dem Städtchen Welsberg nach der Hauptstadt, zum Besuch einer Tante gekommen sei. Unglücklicherweise sei die Tante abwesend und werde erst binnen einer Woche zurückkehren. Bis dahin müsse sie, Broni, in einem Gasthose schlafen.

Mittlerweile war die Nacht gekommen und die Wächter räumten den Stadtpark. Der junge Mann erhob sich und Broni nahm seinen Arm. Als Emil die sanfte Wärme dieses schönen Körpers so nahe an dem seinigen fühlte, versank die ganze Welt vor ihm. Und als das Mädchen auf seine Frage: „Wohin gehen wir?“ — ihm antwortete: „Gehen wir zu Ihnen!“ — da glaubte er, der Himmel habe sich ihm geöffnet und ihm war so wonnig zu Muth, daß er sich selbst nicht mehr kannte und am Arme eines Engels davon zu schweben glaubte. Einen Augenblick gedachte er seines ärmlichen Kämmerchens und das Herz schnürte sich ihm zusammen. Doch das ging bald vorüber. Er hatte nur mehr einen Gedanken, der ihn völlig gefangen nahm: Broni nie mehr zu verlassen. Diese war ohne Zweifel von demselben Gefühl belebt, denn eng an ihn geschmiegt stieg sie leichten, frohen Schrittes mit ihm die vier Treppen zu seiner Kammer empor.

Emil wollte eine Kerze anzünden, aber es war keine da. Er hatte noch einen Gulden in der Tasche und wollte hinab-eilen, um Kerzen zu holen. Aber er ließ es doch wieder sein. Das Fenster stand offen; gegenüber gab es kein Haus und die beiden neuen Freunde sahen sich zur Genüge bei dem Pichte der Gaslaternen, welche die Straße unten erhellten. Sie hätten einander übrigens auch bei völliger Finsterniß gesehen. Sie betrachteten sich lange, so lange, bis sie einander in die Arme sanken.

Emil Keiersberg, der bei der Austheilung von Liebesfreunden bisher übersehen worden, bekam jetzt reichlich sein Theil.

II.

In die ärmliche Dachkammer des Studenten war das Paradies eingezogen. Die Liebenden hatten keinerlei Pläne, hatten einander nichts versprochen. Sie dachten nur daran zu leben, sich zu lieben, glücklich zu sein. Das genügte ihnen. Die Geldfrage ward sehr glücklich gelöst; denn Broni war am 28. Juni eingezogen und zwei Tage später erhielt Emil vom Hause seine Monatspension. Nun war man reich; man konnte die halbe Stadt kaufen. Emil war klug und legte seine ganze Baarschaft in die kleinen Hände der Geliebten, der es nun oblag, für die Bedürfnisse des kleinen Haushaltes zu sorgen. Sie hätten bei dem benachbarten Gastwirth sehr wohlfeil ihre Mahlzeiten nehmen können; aber sie zogen es zumeist vor, auf ihrem Zimmer zu tafeln und sich das Mahl durch Küsse zu würzen. An solchen Tagen ging Broni mit ihrem Körbchen auf den Markt, bekleidet mit einem weißen Rocke und einem ebensolchen Camisole, welche Kleidungsstücke sie bei ihrem Einzuge in das Heim des Geliebten unter ihrer Robe getragen hatte. Sie war alsbald sehr beliebt in dem Stadtviertel; die



— Was, alter Schelm! 25 Mark bieten Sie für einen Spiegelschrein, der mir 300 gekostet hat?
 — Scheenes Fraulein, Sie werden sich's am Kanapé schon hereinbringen.



— Franz, ich verbitte mir ein für allemal jede Vertraulichkeit!
 — Ach, Gnädige meinen, wir armes Bedientenvolk haben kein fühlendes Herz im Leibe!

Händler und die Marktweiber hätten ihr auf ihr gutes, ehrliches Gesicht unumschränkten Kredit eingeräumt; allein Broni war stolz und zahlte baar. Hatte sie irgendwo gutes Maß bekommen, so gab sie noch ein Lächeln obendrein.

Wenn sie zurückkam, gab es immer kleine Ueberraschungen. Sie hatte Nadel und Zwirn gekauft, um die Knöpfe an den Hemden zu befestigen und so die sorgliche Hauswirthin zu machen; aber nicht allzu viele Knöpfe, denn sie brauchte fast alle ihre Zeit, um ihren Freund zu lieblosen. Oder auch, sie sang mit ihrer hellen, reinen Stimme ländliche Lieder vor sich hin, die Emil gar so gerne hörte. Am liebsten aber war ihm, wenn sie ihre reichen, blonden Haarflechten löste und er mit ihrem seideweichen Haar spielen durfte.

Emil hatte nur einen, allerdings sehr herben Kummer, der ihm manchmal das Herz bedrückte, daß er zu vergehen glaubte. Wenn er für kurze Zeit ausgegangen war, fand er bei seiner Heimkunft die Geliebte in Thränen aufgelöst, trostlos und verzweifelt. Oder es geschah auch, daß in seiner Gegenwart, ohne daß er sie verlassen hätte, plötzlich ihre Thränen hervorbrachen und reichlich ihr Antlitz benetzten. Emil befragte sie über die Ursache ihres Kummers, aber er vermochte keinen Aufschluß von ihr zu erhalten und war hierüber von tiefem Leid erfüllt. Was mochte sie nur haben?

Nur zu bald sollte er es erfahren. Sie litt an der Trennung, an dem Fernsein, den schrecklichsten aller menschlichen

Uebel. Als Emil eines Tages in seine Dachkammer heimkehrte, war Broni fort, ohne auch nur ein Wort des Abschiedes oder das geringste Andenken zurückzulassen. Und er erfuhr nun den furchtbaren Schmerz des Mannes, der das Weib verloren, das ihm das einzige gewesen, und dem nicht geblieben, kein Heller in der Tasche und kein Freund in der Welt.

Doch starb er nicht, weil seine leiderfüllte Seele in einem 22-jährigen Körper wohnte. Er schleppte sich bis zu den Universitäts-Ferien fort, die er, wie gewöhnlich, in seiner Heimath, bei seinem Vater zubrachte. Hier lebte er still und ruhig für sich hin, wie in früheren Zeiten. Sein Herz war gestorben; nichts hatte Interesse für ihn, und als man ihn eines Tages einem simplen Mädchen mit rother Stulpnase, als seiner „Zukunftigen“ vorstellte, war ihm diese ebenso lieb oder gleichgiltig wie jede Andere.

Als Emil nach der Universitätsstadt zurückkehrte, um sein Rigorosum zu geben, führte sein erster Weg ihn nach dem Stadtparke, dem Orte, wo er sein, ach, so schnell entschwindenes Glück gefunden hatte. Und wen sah er da? Auf einer Bank saß Brigitte, Broni's Begleiterin, und las im „Illustrirten Volksfreund“ die neuesten Roman-Fortsetzungen. Als er sich ihr näherte, schaute sie auf und war augenscheinlich betroffen, ihn zu sehen. Doch faßte sie sich schnell und ohne ihm zu einer Frage Zeit zu lassen, begann sie mit großer Zungengeläufigkeit:

— Ach, die kleine Broni hat gar viel geweint, als sie so, nach holländischer Art, Ihr Zimmer verließ, wo sie so glücklich gewesen und wo sie ihr Herz zurückgelassen. Aber sie war vierzehn Tage mit Ihnen geblieben und wußte, daß am fünfzehnten Tage die „Frau Mutter“ sicherlich bei der Polizei klagen würde wegen der Toilette, die ihr gehörte und daß sie dann ins „Loch“ wandern müßte. Darum ist sie heimgekehrt. Aber sie härmte sich schier zu Tode, so daß die „Frau Mutter“ ihrer überdrüssig wurde und sie nach Konstantinopel expedirt hat, wo man gerade „Damen“ braucht.

— Oh, mein Gott! was reden Sie da? stammelte Emil wie versteinert. Broni . . . Broni war eine . . .

— Du lieber Himmel, was soll sie gewesen sein? Haben Sie sie etwa für eine verkappte Prinzessin gehalten?

Gedanken eines Frühlingflaneurs.

Was kein Weiser zu erklären, aber jeder Tölpel zu fühlen vermag: das ist die Liebe.

*

Die geschwägigsten Weiber wissen die meisten Geheimnisse.

*

Bei schönen Frauen vergessen wir der Moral, bei häßlichen erinnern wir uns derselben. Das ist nun einmal so.

*

Bei den Frauen unserer Tage findet man viele Tugenden, aber wenig Tugend.

*

Das Eröthen ist die Visitenkarte der Züchtigkeit; — aber es gibt auch eingeknickene Visitenkarten.

*

Der Mann kämpft für Licht und Freiheit; der Frau ist das Halbdunkel und die Sklaverei lieber.

*

Wenn eine Frau Dir einmal die Wahrheit sagt, will sie Dich sicherlich in Irrthum führen.

*

Wenn eine Frau liebt, vertraut sie es nur ihrer intimsten Freundin; wenn sie geliebt wird, hängt sie es an die große Glocke.

*

Sobald in einer Frau die Sinnlichkeit erwacht, schläft die Tugend ein.

*

Manche Frau ist gut wie ein Engel, andere sind schlimm wie tausend Teufel.

*

Wahre Liebe ist stets ritterlich; sie bittet selbst dort, wo sie zu fordern berechtigt wäre.

*

Manche Frau gleicht einem Rosenstrauch am Wege: jeder Vorübergehende kann sich eine Rose pflücken.

*

Der Kuß ist die Begegnung zweier Herzen auf den Lippen.



Die Wette.

Von Armand Silvestre.

I.

Der Weinbauer Anselm, wohnhaft in der Umgebung von Cahors, war ein recht unausstehlicher Kerl. Er besaß ein schönes Vermögen und war dabei von einem schmutzigen Geiz; er besaß ein schönes Weibchen und war lächerlich eifersüchtig. Soll ich noch hinzufügen, daß er seine Weine freventlich verpantachte? Das ist ein geringes Verbrechen im Vergleiche mit seinen übrigen Sünden.

Dagegen Frau Anselm! O, meine Kinder, welch' ein Schatz von wohlgepolsterten Reizen; welch' ein Wunder von rosigem und weißem Fleische, ein Lächeln, das zum Weib geworden, wie eine Knospe, die durch einen Sonnenstrahl zur Rose wird. Welches Mißgeschick hatte diese Taube mit diesem Raben gepaart? Solche grausame Späße kommen bei dem Ehegott leider häufig vor. Mit dem gleichen Eifer überwachte Herr Anselm sein doppeltes Gut: sein Weib und seine Fässer, obgleich er den letzteren mit weit innigerer Liebe zugethan war, als der ersteren. Man behauptete sogar, daß er weit mehr in seinen Weinbergen arbeite, als zuhause. Ich an seiner Stelle würde die meinigen gern der Phylloxera überlassen, um mich den heiligen und legitimen Freunden des Ehestandes zu widmen. Jeder nach seinem Geschmack. Es ging denn von Herrn Anselm das Gerücht, daß er seine Frau arg vernachlässige. Darum fragten sich die Leute auch, ob er nicht trotz all' seiner Vorsichtsmaßregeln gehört werde, wie es gerechter, billiger und schuldigermaßen ihm gebührte. In den verschiedenen Kaffeehäusern des Städtchens war dies unter den jüngeren Gästen der ständige Gesprächsstoff. Die Einen behaupteten, Frau Anselm sei tugendhaft, die Anderen meinten, Herr Anselm sei sicherlich ein Hahnrei. Anton Sergent gehörte zu den Ersteren, Thomas Ripette zu den Letzteren. Es waren dies zwei lustige Bursche, welche die von ihren Vätern mühselig zusammengescharzten Thaler so rasch als möglich unter die Leute zu bringen suchten.

— Wetten wir, daß sie brav ist, sagte Sergent zu Ripette. — Ich wette was Du willst, daß sie es nicht ist, entgegnete Ripette. Und sie wetteten um dreißig Thaler. Man belustigte sich über diese Wette in der ganzen Gegend, und

Anselm nicht weniger als die anderen, denn vor diesem hatte man den Gegenstand der Wette sorgfältig geheim gehalten. Er wußte nur so viel, daß in einem gegebenen Augenblicke Einer von den Beiden ein schönes Stück Geld verlieren würde und Das genügte, um ihn zu belustigen. Das schmutzige Vieh!

II.

Doch wie wollte man Gewißheit erlangen in einer Sache, in der die Wahrscheinlichkeit nicht genügte?

— Ich werde den Beweis liefern, sprach Ripette, der etwas prahlerischer Natur war und überdies sein Pländchen zu haben schien. Trachte nur an Ort und Stelle zu sein, wenn ich den Beweis liefern will.

— Hast Du denn auf einen Bekannten Verdacht? fragte Sergent.

— Laß mich nur machen, schloß Jener mit verschmitztem Augenzwinkern.

Eine Woche verfloß, ohne daß sich Ripette die ersehnte Gelegenheit dargeboten hätte oder sein Plan zur Reife gediehen wäre. Doch eines Morgens sagte er zu Anton Sergent:

— Laß uns zusammen zum Weinbauer Anselm gehen. Ich werde ihn in den Keller führen; inzwischen wirst Du Dich an einem geeigneten Punkte verbergen und beobachten, was in dem Zimmer der Frau Anselm vorgeht. Ich will Dich überzeugen.

— Das wird Dir schwerlich gelingen, entgegnete der hartnäckige Anton. Ich mache Dich übrigens aufmerksam, daß ich ein Zweifler bin wie Dein Schutzpatron, der heilige Thomas, und daß ich sehen muß, um zu glauben.

— Gut, Du sollst sehen.

Gesagt gethan. Als sie zu Anselms Hause kamen, verbarg sich Anton Sergent und suchte einen geeigneten Beobachtungspunkt. Er entdeckte alsbald eine Leiter, die an einen Nußbaum gelehnt stand, der mit seinem tiefgrünen Laub das Hausdach überragte. Er nahm rasch die Leiter, lehnte sie an die Mauer des Hauses und stieg, den Kopf im dichten Laub des Baumes verborgen, bis zu einem Fenster empor, das just dasjenige der Stube war, in welcher die schöne Frau Anselm saß und spann. Denn die Ärmste hatte keine andere Zerstreuung, als ihre Spindeln. Sie war jetzt verführerischer als je, in dem Schimmer des Sonnenlichtes, das die Zweige dämpften, die dem Fenster einen grünen Rahmen bildeten. War auch Anton weniger kühn als sein Genosse, so war er deshalb nicht minder gefühlvoll. Er fühlte sein Herz heftig pochen und von einem wonnigen und doch zugleich schmerzlichen Eindruck ergriffen. Es war ein schöner Juni-Nachmittag, voll lebendiger Düfte, die aus Blumen und Gräsern aufstiegen, voll Vogelsang, der von Liebe erzählte, durchzittert von einer warmen, schier betäubenden Lust. Anton fühlte sich — er wußte selbst nicht warum — ganz bewegt und völlig neue, unvorhergesehene Gedanken stiegen in seinem Kopfe auf.

III.

Mittlerweile hatte Thomas Ripette — wie er es angeündigt — den Better Anselm in Beschlag genommen. Das war gar nicht schwer. Er sagte ihm ganz einfach, er sei ge-

kommen, um Wein zu kaufen. Um aber ein Faß seines rothen Giftes loszuwerden, hätte der Weinbauer Anselm dem Teufel selbst ein Stelldichein gegeben. „Ich habe das Feinste, was Ihr nur wünschen könnt und will rasch den Kellerschlüssel holen“ — hatte er dem Thomas geantwortet.

Ripette rieb sich inzwischen die Hände und schnalzte mit der Zunge, wie ein Feinschmecker, den ein leckeres Mahl erwartet. Anselm erschien bald wieder und Beide stiegen in die Tiefen der Pantisch-Werkstätte des Weinbauers hinab. Ein Faß wurde angezapft und ein dünner, rother Strahl drang hervor. Ripette kostete und verlangte einen bessern. Ein zweites Faß kam an die Reihe; auch dieser Wein wollte unserem Thomas nicht munden. Man ging zu einem dritten Faß über, als Ripette plötzlich einen Schrei ausstieß und dem Weinbauer zeigte, daß das zuerst geöffnete Faß offen sei und rinne. Nun, freilich ja: der Schlingel hatte den Spundwirbel beseitigt, den Anselm gut eingetrieben zu haben glaubte. Der Weinbauer eilte hinzu und verschloß das Spundloch rasch mit seinem Daumen; mit der andern Hand wühlte er hastig in seinen Taschen herum, um einen andern Spundwirbel zu finden, aber es war keiner da. In jammerndem Tone bat er den Thomas, im Keller einen zu suchen; Thomas leuchtete mit der Kerze am Boden herum, aber er hütete sich wohl, einen Spundwirbel zu finden.

„Meine Frau allein weiß, wo die neuen sind“ — rief jetzt der Weinbauer verzweifelt. „Geht doch hinauf, ich bitt' Euch und verlangt von ihr in meinem Namen einen Spundwirbel.“

Das war's, was der schändliche Ripette gewollt hatte. Seine Falle war gelungen. Wie ein Wahnsinniger rannte er die Kellerstiege hinauf und eilte nach der Stube der Frau Anselm. Er wußte, daß Anselm eher an Ort und Stelle verhungern, als sein Faß im Stiche lassen würde.

IV.

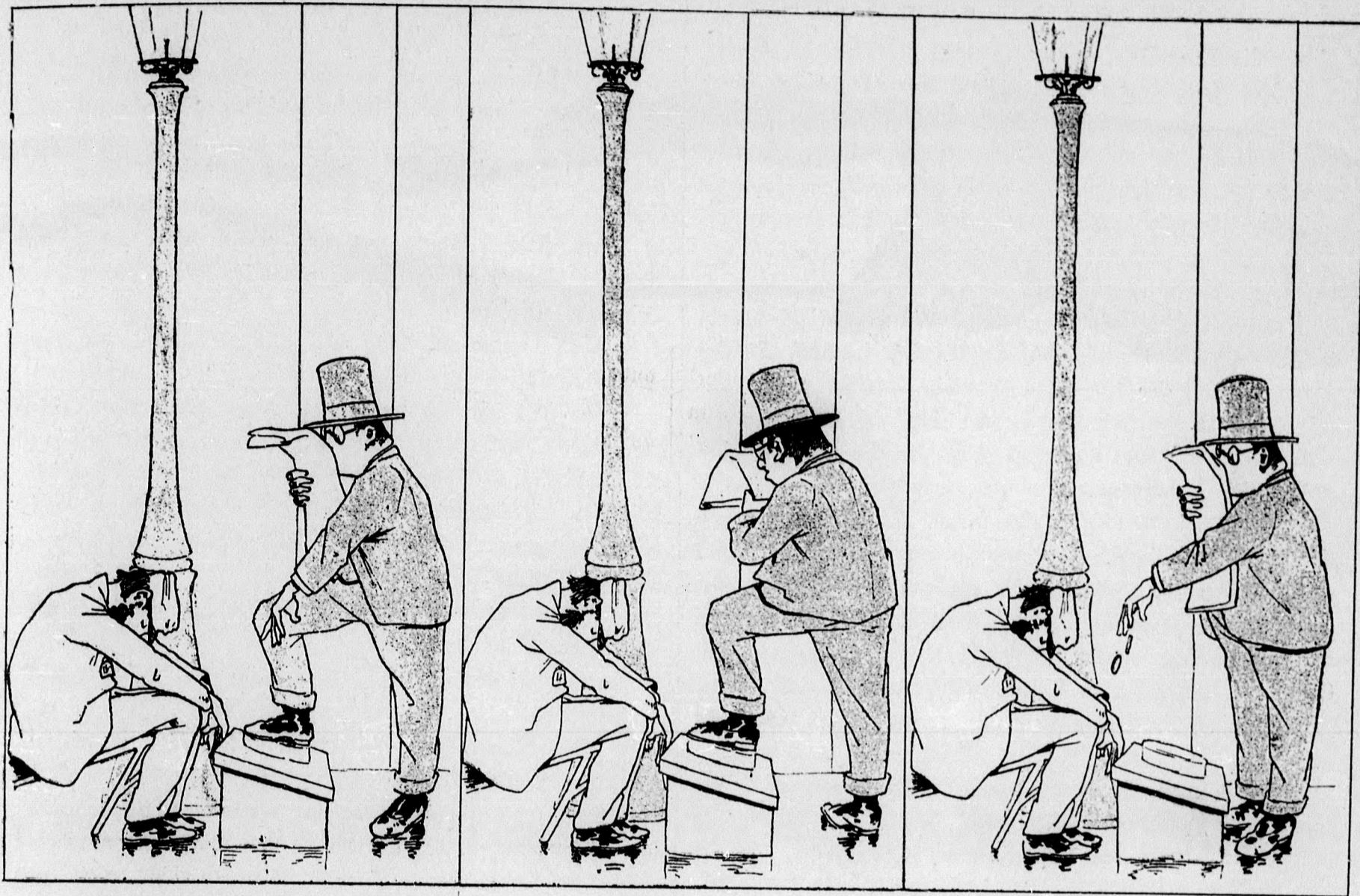
Vor der Thür der Frau Anselm angekommen, fand Thomas dieselbe zu seiner Ueberraschung verschlossen. Da er es aber eilig hatte und überdies zarte Schonung nicht zu seinen Schwächen gehörte, stieß er mit kräftiger Schulter an die Thür, daß sie krachend und ächzend aufging. Und da war er nun Zeuge eines völlig unerwarteten Schauspiels. Die Frau des Weinbauers Anselm stand mit wirren Haaren da und hatte nicht Zeit gefunden, ihr Hemd wieder zuzuknöpfen. Sie war roth wie eine Klatschrose und zitterte an allen Gliedern vor Schrecken und Vergnügen, während ihre Augen voll Thränen standen. Anton, der sich gleichfalls in ungeordneter Toilette befand, war zum Fenster geeilt, um auf der Leiter zu entkommen; allein in seiner Hast hatte er eine ungeschickte Bewegung gemacht und die Leiter umgeworfen. Die Flucht war nun unmöglich. Er entschloß sich denn kurz, ging auf seinen Genossen zu und sagte:

— Thomas, Du hast Deine Wette gewonnen!

Thomas Ripette verzog das Gesicht. Zwar war es seine Absicht gewesen zu gewinnen, aber er hatte mit seiner eigenen Person gewinnen wollen. Um die Wunde noch schmerzlicher zu machen, fügte Anton Sergent hinzu:

— Aber ich grolle Dir deshalb nicht, im Gegentheil.

Im Schlafe kommt das Glück.



— He, Freund! reinigen Sie mir mal die Stiefel!

— So! Da haben Sie für Ihre Mühe . . .

Ripette, der sich so viele Mühe gegeben, um eine List zu erfinden, die jetzt einem Andern gelungen war, wandte sich jetzt arg enttäuscht an Frau Anselm und sagte:

— Liebe Frau! Euer Mann läßt Euch durch mich fragen, ob Ihr nicht einen Spundwirbel zum Ersatz für einen verloren gegangenen hättet?

— Ja, ja, es wird sich einer finden, erwiderte die kleine Frau treuherzig.

Als Ripette zu Anselm in den Keller kam, hatte der Weinbauer schon einen gelinden Krampf im Arme.

— Es ist Zeit, daß Ihr kommt! rief er dem Thomas entgegen.

— Ihr könnt mir die drei Fässer schicken, sagte Ripette mit bitterer Genugthuung. Ich habe meine Wette gegen den Anton Sergent gewonnen.

— Aha! die famose Wette, deren Gegenstand Ihr mir nicht sagen wolltet! Ich gratulire Euch, Thomas. Es freut mich, als ob ich selbst sie gewonnen hätte.

— Ihr habt auch Ursache, Euch zu freuen, meinte Thomas mit echter Bauern-Philosophie.

Drohung.

Ich hatte Dich leider zu oft geseh'n:
Verführerisch warst Du wie Eva;
Ich hab' Dich gebeten um Glück und Günst —
Du warst spröde wie Genoveva.

Und um was ich so lange vergebens geseht,
Mit Thränen und Seufzern gerungen,
Das hab' ich in dieser Frühlingsnacht
Nun endlich von Dir erzwungen.

Doch weil ich nicht immer kann bei Dir sein,
So bewahre mir nur Deine Liebe;
Und treff' ich 'mal einen Galan bei Dir —
Sag's ihm — gibt's teuflische Hiebe.

Max Alfred Ferdinand.



(2.)

Die Erbschaft.

Roman von Guy de Maupassant.

Das Eis präsentirte sich in kläglicher Gestalt; es war zu einer Suppe geschmolzen. Cachelin war trostlos und wollte das Ganze wieder abtragen lassen. Doch tröstete er sich mit dem Gedanken an den Drei-Königs-Kuchen, den er mit einer Wichtigthuerei zertheilte, als ob er ein Geheimniß ersten Ranges enthielte. Alle hefteten die Blicke auf das bedeutungsvolle Gebäck; dasselbe machte die Kunde und Jeder nahm mit geschlossenen Augen seinen Theil.

Wem wird die Bohne zufallen? Ein neugieriges Lächeln lagerte auf Aller Lippen. Herr Lesable ließ ein Ach! des Erstaunens vernehmen und zeigte zwischen Daumen und Zeigefinger eine große weiße Bohne von Teig umgeben. Cachelin klatschte in die Hände und rief: „Wählen Sie die Königin! wählen Sie die Königin!“

Der König schwankte eine Weile. Die Klugheit würde ihm vielleicht gebieten, Fräulein Charlotte zu wählen. Dies wird ihr schmeicheln, damit wird er sie gewinnen. Dann fiel ihm ein, daß er wegen des jungen Mädchens eingeladen sei und daß es daher albern von ihm wäre, die Tante zu wählen. Er wandte sich daher zu Coralie und sprach:

„Mein Fräulein, gestatten Sie, daß ich Ihnen die Bohne darbiere.“

Sie blickten einander zum ersten Male in die Augen. Sie sagte: „Ich danke Ihnen, mein Herr!“ — und empfing aus seinen Händen das Unterpand der Größe.

Er dachte sich: „Sie ist wirklich hübsch und hat prächtige Augen!“

Ein Knall schreckte jetzt die beiden Frauen empor. Cachelin hatte den Champagner entkorkt; der Schaumwein drang mächtig aus der Flasche und floß auf das Tafeltuch. Dann wurden die Kelche gefüllt und der Hauswirth erklärte: „Er ist gut, Das sieht man.“ Und als Lesable den Kelch zum Munde erhob, um den Wein nicht ausfließen zu lassen, rief Cachelin: „Der König trinkt!“ Und Fräulein Charlotte, in eine lebhaftere Stimmung versetzt, wiederholte mit ihrer quiekenden Stimme: „Der König trinkt! der König trinkt!“

Lesable leerte ruhig sein Glas und stellte es dann auf den Tisch hin, indem er sagte: „Sie sehen, ich habe Schwung!“ dann zu Fräulein Cora gewendet: „Auf Ihr Wohl, mein Fräulein!“

Sie wollte trinken; da aber die anderen Gäste riefen: „Die Königin trinkt!“ — erröthete sie, begann zu lachen und stellte den Kelch wieder vor sich hin.

Das Diner schloß unter allgemeiner Heiterkeit. Der König zeigte sich sehr galant für die Königin. Dann, als man die Viköre genommen hatte, kündigte Cachelin an: „Man wird den Tisch abräumen, um uns Platz zu machen. Wenn es nicht regnet, können wir ein Weilchen auf die Terrasse hinausgehen.“ Er wollte seinem Gaste die Straße zeigen, obgleich es Nacht war.

Die Glashür wurde geöffnet. Ein feuchter Luftstrom drang in das Gemach. Draußen war es lau wie im April. Alle stiegen den kleinen Schemel hinan, welcher das Speisezimmer von dem Balkon trennte. Man sah nichts als eine unbestimmte Helle,

die über der großen Stadt schwebte. An einzelnen Punkten war diese Helle eine lebhaftere und Cachelin erklärte die Sache: „Dort unten schimmert das Eden-Theater. Das hier ist die Zeile der Boulevards. Bei Tage ein herrlicher Anblick. Es gibt nichts Schöneres.“

Lesable lehnte sich an das eiserne Geländer, neben Cora, die ins Leere hinausblickte, stumm, zerstreut, plötzlich erfaßt von einer jener Schwermuths-Anwandlungen, in welche die Seelen zuweilen eingelullt werden. Fräulein Charlotte kehrte in das Zimmer zurück, weil sie eine Erkältung fürchtete. Cachelin fuhr in seinen Erläuterungen fort und zeigte mit ausgestrecktem Arme die Punkte, wo das Invaliden-Palais, der Trocadero, der Triumphbogen stand.

Lesable fragte halblaut: „Macht es Ihnen auch Vergnügen, Fräulein Cora, Paris so aus der Höhe zu betrachten?“

Sie fuhr leise zusammen, als er sie aus ihrem Brüten aufgeschreckt hatte und erwiderte: „Ich? . . . Ja; besonders des Abends. Ich denke an Alldas, was da vor uns geschieht. Wie viele glückliche und unglückliche Menschen gibt es da in all' diesen Häusern. Wie vielerlei Dinge würde man erfahren, wenn man Alles sehen könnte!“

Sie waren einander näher gerückt, so daß ihre Schultern und Ellbogen sich berührten.

„Bei Mondschein muß der Anblick ein feenhafter sein“ bemerkte Lesable.

„Das glaube ich wohl“ erwiderte sie. Es ist wie ein Stich von Gustav Doré.

Er befragte sie nun über ihre Neigungen, ihre Träume, ihre Vergnügungen. Sie antwortete ihm ohne Verlegenheit, als wohl überlegendes, vernünftiges Mädchen, das sich nicht übermäßig der Träumerei hingibt. Er fand sie sehr verständig und sagte sich, daß es eine wahrhafte Wonne sein müßte, den Arm um ihre runde, feste Taille legen zu dürfen und diese frische Wange mit Küßchen zu bedecken, wie man einen feinen Likör in kleinen Schlücken genießt. Er fühlte sich angezogen und im Innersten bewegt durch die große Nähe des Weibes, durch dieses Verlangen nach dem reifen und jungfräulichen Fleische. Er fühlte, daß er mit Freuden da bleiben würde, ganze Stunden, Nächte, ja Wochen hindurch, neben ihr, durchdrungen von dem Reiz ihrer Berührung. Eine Regung der Poesie erwärmte sein Herz angesichts von Paris, der illuminirten Riesenstadt, die da ihr Nachtleben lebte, ihr Leben voll der Vergnügungen und Lüste. Köstlich schien ihm der Gedanke, allabendlich auf diesem Balkon zu lehnen, neben einer Frau, die er lieben und Herzen würde, hoch über dieser ungeheuren Stadt, über allen Liebschaften, die sie einschloß, hoch erhaben über allen gemeinen Begierden.

Es gibt Abende, an welchen die am wenigsten poetischen Gemüther zu träumen beginnen, als ob ihnen Flügel wüchsen. Lesable war vielleicht ein kleinwenig benebelt.

Cachelin holte sich seine Pfeife und indem er sie anzündete, sagte er: „Ich weiß, daß Sie nicht rauchen, darum biete ich Ihnen keine Zigarren an. Es gibt nichts Besseres, als sich da oben eine anzubrennen. Es wäre für mich kein Leben, wenn ich unten wohnen müßte. Wir könnten es ja thun, denn das Haus gehört meiner Schwester, ebenso wie die benachbarten zwei Häuser, das zur Rechten und das zur Linken. Sie hat

davon schöne Einkünfte. Seinerzeit hat sie die Häuser wohlfeil erworben. „Wie theuer hast Du die Realitäten bezahlt?“ fragte er zu seiner Schwester gewendet.

Da antwortete das alte Mädchen mit seiner scharfen Stimme. Lesable hörte nur Bruchstücke von dem, was sie sagte. „Im Jahre 1863 . . . fünfunddreißigtausend . . . später gebaut . . . ein Bankier . . . wiederverkauft . . . fünfmalhunderttausend Francs . . .“

Sie schilderte ihr Glück mit der Willfährigkeit eines alten Soldaten, der von seinen Feldzügen erzählt. Sie sprach von ihren Käufen, von den Schätzungen, von den ihr gemachten Angeboten, von der Werthzunahme, u. s. w. u. s. w.

Lesable, den die Sache augenscheinlich interessirte, lehnte sich jetzt mit dem Rücken an das Geländer der Terrasse, um besser zu hören. Da er aber noch immer nur Bruchstücke ihrer Erläuterungen vernahm, verließ er plötzlich seine junge Nachbarin und kehrte in das Zimmer zurück, um Alles zu hören. Er nahm an der Seite von Fräulein Charlotte Platz, unterhielt sich lange mit ihr über das wahrscheinliche Steigen der Miethzinsse, über die Erträgnisse der Immobilien und der Werthpapiere und dergleichen mehr.

Mitternacht war vorüber, als er sich mit dem Versprechen entfernte, bald wiederzukommen.

Einen Monat später war im ganzen Ministerium von nichts Anderem die Rede, als von der bevorstehenden Ehe des Herrn Jacques Leopold Lesable mit Fräulein Célestine Coralie Cachelin.

III.

Das junge Ehepaar richtete sich in demselben Stockwerk ein, wo Cachelin mit seiner Schwester wohnte, in einer eben solchen Wohnung, die man freibekam, indem man dem Miether derselben kündigte.

Lesable war übrigens nicht völlig beruhigt. Die Tante hatte sich nämlich geweigert, ihr Vermögen in rechtsgiltiger Form ihrer Nichte Cora zuzusichern. Sie hatte sich begnügt, „beim lieben Herrgott“ zu schwören, daß ihr Testament fix und fertig und beim Notar Belhomme hinterlegt sei. Sie hatte überdies versprochen, daß ihr ganzes Vermögen ihrer Nichte zufallen solle, mit dem Vorbehalt einer einzigen Bedingung. Als man sie drängte, diese Bedingung zu nennen, weigerte sie sich, Dies zu thun, fügte aber mit einem wohlwollenden Lächeln hinzu, daß diese Bedingung leicht zu erfüllen sei.

Angesichts dieser Erklärungen und der Hartnäckigkeit des alten, frommgläubigen Mädchens glaubte Lesable bei dieser Sache nicht weiter beharren zu sollen. Da überdies Coralie ihm sehr gefiel, gewann sein Verlangen die Oberhand über seine Zweifel und er fügte sich den ausdauernden Bestrebungen Cachelins.

Er war jetzt glücklich, wenngleich noch immer von einem Argwohn geplagt. Und er liebte seine Frau, die alle seine Erwartungen erfüllt hatte. Ruhig und eintönig floß sein Leben dahin. In wenigen Wochen hatte er sich in die Lage eines verheiratheten Mannes hineingefunden; dabei fuhr er fort, der vollkommene Beamte zu sein, der er bisher gewesen.

So verfloß das Jahr und es kam wieder der Neujahrstag. Zu seiner großen Ueberraschung blieb die Beförderung aus, auf

die er mit Sicherheit gerechnet hatte. Bloss Maze und Pitolet rückten einen Grad vor und Boissel erklärte Cachelin vertraulich, daß er eines Abends diese beiden Kollegen überfallen und übel zurichten werde. Was er übrigens bleiben ließ.

Acht Tage lang fand Lesable keinen Schlaf, weil er trotz seines Eifers nicht befördert worden. Er hatte sich geschunden, wie ein Lastthier. Er hatte sozusagen den Vize-Chef, Herrn Rabot, ersetzt, der neun Monate im Jahre krank lag. Er kam des Morgens um halb neun Uhr ins Amt und verließ dieses erst um halb sieben Uhr Abends wieder. Was wollte man noch mehr? Wenn solche Anstrengungen keine Anerkennung finden, wird er es machen wie die Andern. Wie hatte der Amts-Chef, Herr Torchebeuf, der ihn sonst wie einen Sohn behandelte, ihn hinopfern können? Er wollte die Sache ins Reine bringen. Er wird den Chef aufsuchen und sich mit ihm auseinandersetzen.

An einem Montag Morgens, als die Andern noch nicht da waren, klopfte er an die Thür dieses Potentaten.

Eine helle Stimme rief: „Herein!“ — und er trat ein.

Herr Torchebeuf saß an seinem mit Papieren bedeckten Schreibpulte und arbeitete. Auf seinem mageren, kleinen Leibe saß ein großer Kopf, der aussah, als läge er auf dem Schreibpulte. Als er seinen Lieblings-Beamten erblickte, rief er:

„Guten Morgen, Lesable! Sie befinden sich wohl?“

„Ja, verehrter Chef. Und Sie?“

Der Chef legte die Feder hin und rückte seinen Sessel herum. Sein schwächlicher, hagerer Leib stak in einem schwarzen Rocke von strengem Zuschnitt und schien in gar keinem Verhältniß zu dem breiten, mit Leder gepolsterten Sessel. Die Rosette des Offiziers der Ehrenlegion, viel zu breit für seine schmale Brust, glühte da wie eine rothe Kohle. Eine riesige Glase überdachte das ganze Männchen. Die Wangen waren hohl, die Augen standen hervor, das Kinn war spitzig, die Stirne übermäßig breit.

„Setzen Sie sich, mein Freund, — sprach er, — und sagen Sie mir, was Sie zu mir führt.“

Lesable war ein wenig erregt und bleich. Er sprach mit stoßender Stimme:

„Theurer Chef! ich komme um zu fragen, ob ich irgendwie gefehlt habe?“

„Durchaus nicht, mein Lieber! Was soll die Frage?“

„Ich war nämlich einigermaßen überrascht davon, daß ich dieses Jahr nicht vorrückte, wie in den früheren Jahren. Ich weiß wohl, theurer Chef, daß ich von Ihnen Beweise des Wohlwollens erhalten, auf die ich nicht rechnen durfte. Ich weiß wohl, daß Beförderungen in der Regel nur alle 2—3 Jahre bewilligt werden; aber gestatten Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß ich dem Bureau beiläufig die vierfache Summe der Arbeit leistete, die ein gewöhnlicher Beamter leistet, und mindestens das Zweifache an Zeit widme. Wenn man demnach das Ergebnis meiner Arbeitsleistung gegen die Entlohnung abwägen will, wird man sicherlich finden, daß die letztere von der ersteren weit übertroffen wird.“

Er hatte diesen Satz sorgfältig überlegt und erwartete eine große Wirkung davon.

Herr Torchebeuf schien überrascht und suchte nach einer Antwort. Endlich erwiderte er ziemlich kühl: „Obgleich es im Prinzip nicht zulässig erscheint, daß zwischen Chef und Beamten

ähnliche Fragen erörtert werden, will ich dennoch aus Rücksicht für Ihre verdienstlichen Leistungen Ihnen diesmal antworten.

Ich habe Sie dieses Jahr ebenso zur Beförderung vorgeschlagen, wie in den vorhergegangenen Jahren. Allein, der Abtheilungs-Direktor hat Ihren Namen aus dem Grunde gestrichen, weil Ihre vortheilhafte Heirath Ihnen ein behagliches Dasein, ein Vermögen sichert, das Ihre Kollegen nie erreichen werden. Dreihundert Franken mehr im Jahr bedeuten für Sie nichts, während diese Zugabe bei den Anderen schwer ins Gewicht fällt.“

Verlegen und in gereizter Stimmung verließ Lesable das Kabinet des Chefs.

Am Abend, beim Diner, benahm er sich seiner Frau gegenüber sehr mißmuthig. Gewöhnlich war sie in heiterer, immer gleicher Stimmung, wenn auch ein wenig eigensinnig. Wenn sie etwas wollte, gab sie nicht nach. Sie hatte nicht mehr den sinnlichen Reiz der ersten Tage für sich und obgleich das Verlangen in Lesable noch immer rege war, weil sie schön und frisch war, fühlte er dennoch zuweilen jene Ernüchterung, welche das Zusammenleben zweier Wesen bald herbeiführt. Die tausend trivialen oder komischen Details der Existenz, die vernachlässigten Morgen-Toiletten, alle die kleinen Bedürfnisse des Hauswesens, die er aus der Nähe sah, streiften in seinen Augen den Firniß von der Ehe ab und brachten jene Blume der Poesie zum Welken, welche den Verlobten aus der Ferne so verlockend erscheint.

Auch Tante Charlotte verleidete ihm das häusliche Leben; Sie ging jetzt gar nicht mehr aus, mengte sich in Alles ein, wollte Alles selbst leiten, machte über Alles ihre Bemerkungen und da man Angst hatte sie zu verlegen, ertrug man Alles mit Ergebung, aber auch mit einer wachsenden und geheimen Wuth.

Sie ging mit ihrem langsamen, schlürfenden Schritt durch die Zimmer und sagte: „Ihr solltet Das thun, Ihr solltet Jenes thun.“

Wenn die beiden Gatten allein waren, rief Lesable ungeduldig aus: „Deine Tante wird unerträglich! Ich habe genug; ich mag nicht mehr!“ Worauf Cora mit Ruhe erwiderte: „Was soll ich da thun?“

Da ward er zornig und rief: „Eine solche Familie ist wirklich unangenehm!“

Sie verlor die Geduld nicht, sondern erwiderte: „In der That, die Familie ist unangenehm, aber die Erbschaft ist gut. Darum sei nicht albern. Du hast dasselbe Interesse wie ich, die Tante zu schonen.“

Und weil er darauf nichts mehr zu erwidern wußte, schwieg er.

Die Tante quälte sie jetzt immerfort mit dem Verlangen nach einem Kind. Sie drängte Lesable in die Ecken und flüsterte ihm in die Ohren: „Herr Nefse! ich hoffe, daß Sie vor meinem Tode Vater werden. Ich will meinen Erben sehen. Sie werden mir doch nicht einreden wollen, daß Cora nicht geeignet sei, Mutter zu werden. Wenn man heirathet, so geschieht es doch, um eine Nachkommenschaft zu haben. Die heilige Mutter Kirche verpönt die unfruchtbaren Ehen. Ich weiß wohl, daß Ihr nicht reich seid und daß ein Kind Ausgaben verursacht. Allein nach meinem Tode wird es Euch an nichts mangeln. Ich will einen kleinen Lesable haben; — hören Sie?“

Da nach fünfzehnmönatlicher Ehe ihr Wunsch noch nicht verwirklicht war, ward sie von Zweifel erfaßt und drängte immer mehr. Sie ertheilte Cora im Flüstertone allerlei praktische Rathschläge, als eine Person, die einst so Manches erfahren hat und sich bei Gelegenheit zu erinnern weiß.

Aber eines Morgens fühlte sie sich unwohl und konnte das Bett nicht verlassen. Da sie niemals krank gewesen, war Cachelin sehr beunruhigt und klopfte an die Thür seines Schwiegervaters: „Eilen Sie zum Doktor Barbette und sagen Sie dem Amts-Chef, daß ich heute nicht ins Amt komme.“

Lesable verbrachte einen angstvollen Tag. Er war unfähig zu konzipiren und die Akten zu studiren. Herr Torchebeuf war überrascht und sagte: „Sie sind heute zerstreut, Herr Lesable!“ Dieser erwiderte erregt: „Ich bin sehr müde; ich habe die ganze Nacht am Krankenbette unserer Tante zugebracht, die sich sehr übel befindet.“

Doch der Chef erwiderte kühl: „Da Herr Cachelin an ihrer Seite geblieben ist, so wird dies doch genügen. Ich kann nicht zugeben, daß meine Beamten wegen ihrer persönlichen Angelegenheiten ihre amtlichen Pflichten vernachlässigen.“

Lesable hatte seine Uhr vor sich hingelegt und erwartete mit fieberhafter Ungeduld die fünfte Abendstunde. Sobald die große Uhr im Hofe des Ministeriums schlug, eilte er davon, zum ersten Male zur festgesetzten Stunde das Bureau verlassend.

Er nahm einen Fiaker zur Heimkehr, so groß war seine Ungeduld; zuhause angekommen eilte er zu drei und drei die Treppen hinan. Als die Magd öffnete, fragte er stammelnd:

„Wie geht es ihr?“

„Der Arzt sagt, es ginge sehr schlimm.“

Er fühlte sein Herz heftig pochen.

„Ach, wirklich?“ rief er aus.

Sollte sie vielleicht gar mit Tod abgehen?

Er wagte es nicht, in ihr Zimmer einzutreten und ließ Cachelin rufen. Sein Schwiegervater kam alsbald. „Es geht schlimm, schlimm“ — sagte er. „Seit vier Stunden ist sie ohne Bewußtsein. Nachmittags ist sie mit den Sterbesakramenten versehen worden.“

Lesable fühlte seine Beine wanken und setzte sich.

— Wo ist meine Frau? fragte er.

— Sie ist bei ihr.

— Was sagt der Arzt?

— Er sagt, es sei ein Anfall; sie kann genesen, sie kann aber auch sterben, noch heute Nacht vielleicht.

— Wenn Sie meiner nicht bedürfen, will ich lieber nicht hineingehen; es wäre mir schmerzlich, die Tante in diesem Zustande zu sehen.

— Nein, gehen Sie nur heim. Wenn eine Wendung eintritt, will ich Sie sogleich holen lassen.

Lesable kehrte denn heim. Er fand seine Wohnung ganz verändert, viel größer, viel heller. Aber, da es ihn nicht auf einem Plaze duldete, ging er auf den Balkon hinaus. Man war in den letzten Tagen des Juli; die untergehende Sonne warf ein Meer von roth-goldigem Lichte auf die Hausdächer. Lesable klammerte sich an die eiserne Rampe und sog mit vollen Lungen die frische Abendluft ein. Er hätte hüpfen, springen, schreien mögen. Das Leben schien ihm jetzt glanzvoll, die Zukunft glücklich. Was wird er anfangen? Er versank in Träumerei.

Ein Geräusch hinter ihm ließ ihn erbeben. Es war seine Frau. Ihre Augen waren vom Weinen geröthet, die Wangen ein wenig aufgedunsen. Sie reichte ihm die Stirne zum Kusse und sagte: „Wir werden bei Papa essen, um in ihrer Nähe zu bleiben.“

Er folgte ihr in die benachbarte Wohnung. Cachelin saß schon bei Tische. Als seine Kinder ebenfalls Platz genommen hatten, sagte er: „Solche Tage möchte ich nicht oft durchmachen.“ Dann aß er mit ausgezeichnetem Appetit.

Lefable hingegen war sehr beklommen und aß wenig. Auch Cora hatte keinen Appetit und trocknete sich von Zeit zu Zeit mit einem Zipfel der Serviette die Augen.

„Was hat der Chef gesagt?“ fragte Cachelin.

Und Lefable mußte ihm Alles ausführlich erzählen. Die Sache interessirte ihn dermaßen, als ob er seit einem Jahre vom Ministerium abwesend wäre.

Als man beim Nachtsch war, wurde die Thür des Krankenzimmers geöffnet. Alle Drei fuhren erschreckt empor. Die Magd erschien und sagte mit ihrem ruhigen, dummen Gesichte: „Sie athmet nicht mehr.“

Cachelin warf seine Serviette auf den Tisch und stürzte wie wahnsinnig hinein. Cora folgte ihm dahin. Lefable blieb an der halb offenen Thür zurück und blickte nur von Weitem auf das weiße Bett hin, das im Halbdunkel des Abends da stand. Sein Schwiegervater stand über das Bett gebeugt und sprach nach einer Weile ernst und langsam: „Es ist vorüber; sie athmet nicht mehr.“ Er sah seine Frau in die Kniee sinken. Jetzt entschloß er sich einzutreten; und da Cachelin zur Seite trat, sah er die Alte mit hohlen, fahlen Wangen und geschlossenen Augen daliegen.

„Ist's vorüber?“ fragte er mit zitternder Stimme.

Cachelin wandte sich zu ihm herum und die beiden Männer sahen einander an; dann reichten sie sich stumm die Hände, als ob sie einander danken wollten für Das, was sie für einander gethan hatten.

Und nun befaßten sie sich ohne Zögern und sehr eifrig mit Alldem, was bei einem Todesfall nothwendig ist. Lefable übernahm es, den Bezirksarzt zu holen und andere Gänge zu besorgen. Es drängte ihn auf die Straße zu kommen, mit seinem Glück allein zu sein. Als er die ihm obliegenden Aufträge erfüllt hatte, mengte er sich unter die Spaziergänger auf den Boulevards; er hätte ihnen zurufen mögen: „Ich habe 50,000 Francs Renten!“ — und er ging, die Hände in den Taschen, dahin, vor den Schaufenstern stehen bleibend, die reichen Stoffe und Luxus-Möbel musternd, immer mit dem frohen Gedanken: „Alldas werde ich mir jetzt kaufen können.“

Doch plötzlich, als er vor einem Trauerartikel-Laden vorüberkam, fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf: „Wie, wenn sie nicht todt wäre? wie, wenn sie sich getäuscht hätten?“

Und von diesem Zweifel getrieben kehrte er mit beschleunigten Schritten heim.

„War der Arzt hier?“ fragte er, als er ins Zimmer trat.

„Ja,“ — erwiderte Cachelin; „er hat das Ableben konstatiert und hat es übernommen, die Todes-Anzeige auszufertigen.“

Sie begaben sich in das Sterbezimmer. Cora saß weinend in einem Lehnstuhl. Sie weinte still, nunmehr fast ohne Rum-

mer, mit jener Leichtigkeit der Thränen, wie sie den Frauen eigen ist.

Als die Drei im Zimmer allein waren, sagte Cachelin: „Nachdem die Magd schlafen gegangen ist, können wir jetzt nachsehen, ob in den Möbelstücken nichts versteckt ist.“

Und die beiden Männer machten sich ans Werk. Sie leerten die Schubfächer aus, durchsuchten die Taschen, falteten jedes Papier auseinander. Um Mitternacht hatten sie noch nichts von Belang gefunden.

Die Kanzlei des Notars Belhomme war eben geöffnet worden, als Cachelin, Lefable und seine Frau in tiefer Trauer, mit betäubten Gesichtern erschienen.

Der Notar empfing sie sogleich und ließ sie Platz nehmen.

Cachelin nahm das Wort:

„Mein Herr! Sie kennen mich wohl; ich bin der Bruder von Fräulein Charlotte Cachelin. Hier meine Tochter und mein Schwiegersohn. Meine arme Schwester ist gestern gestorben; morgen werden wir sie zu Grabe tragen. Da ihr Testament bei Ihnen hinterlegt ist, sind wir gekommen, um Sie zu fragen, ob sie nicht in Betreff des Leichenbegängnisses irgend einen Wunsch ausgedrückt habe oder ob Sie uns irgend eine Mittheilung zu machen haben?“

Der Notar zog ein Schubfach heraus, holte einen Briefumschlag hervor, zerriß den letzteren und entnahm ihm ein Papier, indem er sagte: „Dieses hier, mein Herr, ist ein Duplikat des Testaments. Sie können sogleich Kenntniß von dem Inhalte desselben nehmen. Das Original des Testaments bleibt in meinen Händen.“

Der Notar las:

„Ich Unterzeichneter, Victorine Charlotte Cachelin, gebe hiermit meinen letzten Willen bekannt:

„Ich hinterlasse mein ganzes Vermögen im Betrage von ungefähr 1.120,000 Francs den Kindern, die aus der Ehe meiner Nichte Céleste Coralie Cachelin hervorgehen werden, unter Zusicherung des Fruchtgenusses für die Eltern bis zur Großjährigkeit des ältesten der Kinder.

Die nun folgenden Verfügungen regeln die jedem einzelnen Kinde und den Eltern bis an ihr Lebensende zukommenden Antheile.

In dem Falle, als ich mit Tode abgehen sollte, bevor meine Nichte einen Erben bekommt, wird mein ganzes Vermögen drei Jahre lang in den Händen meines Notars verbleiben, damit mein oben ausgedrückter Wille zum Vollzug komme, falls während dieser dreijährigen Frist ein Kind zur Welt kommt.

In dem Falle aber, als Coralie in den drei Jahren, die auf meinen Tod folgen, vom Himmel keinen Nachkommen bescheert erhalten sollte, soll mein Vermögen durch meinen Notar an die Armen und an die auf der nachfolgenden Liste verzeichneten Wohlthätigkeits-Anstalten vertheilt werden.“

Folgt eine schier endlose Liste von Namen und Ziffern.

Doktor Belhomme überreichte nun das Schriftstück Herrn Cachelin, der es sehr betroffen in Empfang nahm.

Der Notar glaubte noch einige mündliche Erläuterungen hinzufügen zu sollen. „Als Fräulein Cachelin mir zum ersten Male davon sprach, ein Testament in diesem Sinne zu machen, drückte sie ihr heißes Verlangen aus, einen Erben aus

ihrer Familie zu sehen. Auf alle meine Bemerkungen antwortete sie mit dem immer formelleren Ausdruck ihres Wunsches, der übrigens auf einem religiösen Gefühl beruhte; jede unfruchtbare Ehe, sagte sie, sei ein Zeichen des himmlischen Fluches. Ich vermochte sie in ihren Absichten nicht wankend zu machen, was ich lebhaft bedaure.“ Dann fügte er, mit einem Blick auf Coralie, lächelnd hinzu: „Ich zweifle nicht, daß der Wunsch der Verbliebenen bald in Erfüllung gehen werde.“

Die drei Verwandten gingen völlig verblüfft von dannen.

Beschämt und wüthend, als ob sie sich gegenseitig bestohlen hätten, gingen sie neben einander heimwärts. Selbst Cora's Schmerz war plötzlich verschwunden; der Umdank ihrer Tante enthob sie der Pflicht, sie zu beweinen. „Es ist nichts zu machen; sie hat uns schön ausgespielt!“ — sagte Lesable nach langem Stillschweigen.

Cachelin erwiderte in gereiztem Tone: „Es war Ihre Sache, ein Kind zu bekommen; Sie wußten sehr wohl, daß dies ihr Wunsch war.“

Lesable zuckte mit den Achseln und schwieg.

Als sie nach Hause kamen, fanden sie eine Menge Leute da, deren Beruf es ist, sich mit den Todten zu beschäftigen. Lesable begab sich in seine Wohnung und kümmerte sich um gar nichts; Cachelin fuhr die Leute barsch an und schrie, man möge der „Geschichte“ rasch ein Ende machen, „damit er Ruhe habe“. Cora schloß sich in ihrem Zimmer ein und ließ nichts weiter von sich hören.

Doch nach Verlauf einer Stunde klopfte Cachelin an die Thür seines Schwiegersohnes: „Lieber Leopold! Ich möchte Ihnen einige Bemerkungen machen; denn schließlich muß man sich ja doch verständigen. Ich denke, man muß doch ein anständiges Leichenbegängniß veranstalten, um den Leuten im Ministerium nichts zu denken zu geben. Ueber die Kosten werden wir uns schon verständigen. Uebrigens ist ja noch nichts verloren. Ihr seid noch nicht lange verheirathet; es müßte mit schlimmen Dingen zugehen, wenn Ihr keine Kinder bekommen solltet. Ihr werdet Euch darnach einrichten und basta! Jetzt wollen wir uns mit dem Dringendsten befassen. Sie werden einen „Sprung“ nach dem Ministerium machen, um den Trauerfall zu melden; ich werde inzwischen anfangen, die Todesanzeigen zu adressiren.“

Lesable mußte mit süßsaurer Miene zugeben, daß sein Schwiegervater Recht habe und sie setzten sich nun einander gegenüber, an die zwei Enden eines Tisches, um die Partezettel zu adressiren.

Dann gingen sie zum Frühstück. Cora erschien ebenfalls; sie blickte gleichgiltig drein, als ob Alldies sie nichts anginge, und aß viel, weil sie am vorhergehenden Tage gefastet hatte. Nach beendigter Mahlzeit kehrte sie in ihr Zimmer zurück. Lesable verließ das Haus, um sich nach dem Marine-Ministerium zu begeben. Cachelin setzte sich auf den Balkon hinaus, um eine Pfeife zu rauchen. Sein Blick schweifte über die Hausdächer hinweg hinaus in die Ferne. Er sah die Seine breit und ruhig am Fuße der mit grünen Bäumen bestandenen Hügel dahinschießen und dachte sich, wie schön es wäre, dort im hohen Grafe auf dem Bauche zu liegen und in den Strom

zu spucken, anstatt hier oben, auf der Terrasse, dem Sonnenbrande ausgesetzt, zu hocken. Und es überkam ihn ein bitteres Gefühl ob dieses Zusammenbruches, ob dieses unerwarteten Unglückes, das sie umso härter traf, als sie so lange Zeit so schöne Hoffnungen genährt hatten. Und er machte schließlich seinem Unmuth Luft, indem er unwillkürlich laut ausrief: „Schmutziges Vieh!“

Doch unter der Einwirkung des sonnenhellen Tages gewann er allmählig seine ruhigere Stimmung wieder und er dachte sich, daß doch noch nicht Alles verloren sei. Warum sollte seine Tochter kein Kind bekommen? Sie war noch nicht zwei Jahre verheirathet; sein Schwiegersohn schien kräftig, gut gebaut, gesund, wenn auch klein von Wuchse. Sie werden gewiß ein Kind bekommen, — denn sie müssen eines bekommen!

Verstohlen hatte Lesable das Palais des Ministeriums betreten und war in sein Bureau geschlichen. Auf seinem Pulte fand er einen Zettel mit den Worten: „Der Chef erwartet Sie.“ Zuerst machte er eine Geberde der Ungeduld, des Widerstrebens gegen diesen Despotismus, der sich ihm auf den Nacken setzen wollte; dann aber fühlte er sich durch ein plötzliches und heftiges Verlangen aufgestachelt, an sein Ziel zu kommen. Er selber wird Bureau-Chef und noch mehr werden, — und das bald!

Ohne seinen Ueberrock abzulegen begab er sich zu Herrn Torchebeuf. Er erschien mit jener betrübtten Miene, die man bei traurigen Gelegenheiten annimmt.

Der über die Arbeit gebeugte große, kahle Schädel des Chefs richtete sich auf und Herr Torchebeuf sagte in barschem Tone: „Den ganzen Vormittag hätte ich Sie gebraucht; warum waren Sie nicht da?“

Lesable erwiderte:

„Verehrter Chef! Wir hatten das Unglück, meine Tante, Fräulein Cachelin, durch den Tod zu verlieren und ich komme Sie bitten, morgen dem Leichenbegängnisse beiwohnen zu wollen.“

Das Gesicht des Herrn Torchebeuf nahm sogleich einen milderen Ausdruck an. „Das ist was Anderes, lieber Freund,“ erwiderte er. „Ich danke Ihnen und beurlaube Sie, denn Sie müssen jetzt sehr viel zu thun haben.“

Doch Lesable wollte sich gerade jetzt dienstfertig zeigen. „Ich danke, verehrter Chef,“ sagte er. „Es ist jetzt Alles über und ich will bis zur regelmäßigen Amtsstunde hier bleiben.“

Damit kehrte er in sein Kabinet zurück.

Die Nachricht von dem Todesfall hatte sich im Ministerium rasch verbreitet und man kam aus allen Bureaux, um ihn mehr zu beglückwünschen, als zu bemitleiden, und auch um zu sehen, welche Haltung er einnehme. Er ließ die Phrasen und die Blicke über sich ergehen mit der ergebungsvollen Maske eines Schauspielers und mit einem Takte, der Alle in Erstaunen versetzte. „Er beherrscht sich sehr gut“ — sagten die Einen. Die Anderen fügten hinzu: „Er muß im Grunde recht froh sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Caviar's Post.

C. v. Fr. ch Graz. Da ein unter Hauptpost restante gesandtes Schreiben unbestellt zurückkam und wir Ihnen Mittheilungen zu machen haben, bitten wir um anderweitige Adresse.

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Redaktion und Verlag: **Budapest, Grenadiergasse 8.** Verlag von **Gustav Grimm** in Budapest.

Druck von F. Buschmann Budapest, Kronprinzgasse 8, Hatzisch-Bazar.

konkret an



Erscheint in 18 Hefen. — Subscriptionspreis für das Heft 50 kr. ö. W. = 90 Pf.

Im Verlage von **Gustav Grimm** in **Budapest**
 sind nachstehende Romane erschienen
 und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Descaves, Lucien. Unteroffiziere („Sous-Offs“).
1 fl. 80 kr. = 3 Mark.

Garborg, Arne. Aus der Männerwelt.	1 fl. 20 = 2 Mark.
Krohg, Chr. Albertine.	1 fl. 20 = 2 Mark.
Maupassant, Guy de. Mont-Oriol.	60 fr. = 1 Mark.
Mendès, Catulle. Bohar.	60 fr. = 1 Mark.
Mendès, Catulle. Die erste Geliebte.	60 fr. = 1 Mark.
Mendès, Catulle. Der nackte Mann.	60 fr. = 1 Mark.
Strindberg, August. Das rothe Zimmer.	2 fl. 40 = 4 Mark.
Strindberg August. Die Verheiratheten.	1 fl. 20 = 2 Mark.
Zola, Emile. Mutter Erde. 2 Bände.	3 fl. 60 = 6 Mark.
Zola, Emile. Nana. 2 Bände.	1 fl. 80 = 3 Mark.
Dasselbe. Illustrierte Ausgabe.	4 fl. 50 = 7 M. 50.
Zola, Emile. Der häusliche Herd. 2 Bände.	3 fl. — = 5 Mark.
Dasselbe. Illustrierte Ausgabe.	4 fl. 50 = 7 M. 50.
Zola, Emile. Paradies der Damen.	1 fl. 80 = 3 Mark.
Zola, Emile. Das Geständniß eines Jünglings.	1 fl. 20 = 2 Mark.
Zola, Emile. Therese Raquin.	1 fl. 20 = 2 Mark.
Zola, Emile. Die Sünde des Priesters.	1 fl. 20 = 2 Mark.
Zola, Emile. Der Wunsch einer Verstorbenen.	1 fl. 20 = 2 Mark.
Zola, Emile. Der Todtschläger.	1 fl. 50 = 2 M. 50.
Zola, Emile. Renata oder die Jagd nach dem Glücke.	1 fl. 50 = 2 M. 50.
Zola, Emile. Die Lebensfreude.	1 fl. 50 = 2 M. 50.
Zola, Emile. Madeleine Férat.	1 fl. 50 = 2 M. 50.
Zola, Emile. Se. Exc. Eugen Kongou.	1 fl. 50 = 2 M. 50.
Zola, Emile. Die Eroberung von Plassans.	1 fl. 50 = 2 M. 50.
Zola, Emile. Die Geheimnisse von Marseille.	2 fl. 40 = 4 Mark.
Zola, Emile. Die Bestie im Menschen.	3 fl. = 5 Mark.

Die ersten vier complete Jahrgänge des „Caviar“,
 1886, 1887, 1888, 1889 sind noch zum Preise von je 8 fl. ü. W.
 = 14 Mark, — hochlegant gebunden je 9 fl. 50 kr. ü. W.
 = 16 Mark 50 Pf. zu beziehen.